

IW. FRANKO

A large, intricate, light-colored decorative floral ornament with symmetrical scrollwork and floral motifs, framing the title.

ERZÄHLUNGEN

UKR. PERSHINAR. KNYHMYDAW



IW. FRANKO

ERZÄHLUNGEN



STAATSVERLAG
DER NATIONALEN MINDERHEITEN DER USSR
Kiew — 1938

WIE HRIZ DIE SCHULE BESUCHTE

I.

Die Gänse wußten gar nichts davon. Noch an dem Morgen selbst, als dem Vater der Gedanke kam Hriz in die Schule zu führen, wußten die Gänse nichts von dieser Absicht. Um so weniger wußte davon Hriz selber. Er stand, wie gewöhnlich, frühmorgens auf, aß sein Frühstück, flennte ein bißchen, kratzte sich, nahm eine Rute und trieb hüpfend die Gänse aus dem Gehege auf die Weide. Der alte weiße Gänserich reckte nach ihm, wie gewöhnlich, seinen kleinen Kopf mit den roten Augen und dem breiten roten Schnabel, zischte durchdringend und watschelte dann, über irgend etwas Uninteressantes mit den Gänserichen schnatternd, allen anderen voran. Die alte grauweiße Gans wollte wie gewöhnlich nicht in der Reihe gehen, sondern watschelte über die Brücke hinweg und stieg in den Graben, wofür Hriz ihr eins mit der Rute versetzte und sie „Schinder“ nannte — er hatte die Gewohnheit so all das zu nennen, was sich auf dem Weideplatz seiner hohen Gewalt nicht unterordnen wollte. Es war vollkommen klar, daß weder der weiße Gänserich noch die grauweiße Gans, ja überhaupt niemand aus der gesamten Herde, — und es waren ihrer dort fünfundzwanzig Stück, — daß kein einziges von ihnen etwas über die baldige Versetzung ihres Herrschers und Anführers in eine andere, bei weitem nicht so ehrenvolle Lage wußte.

Deshalb, als plötzlich und unerwartet die neue Nachricht kam, das heißt, als der Vater selbst, vom Felde heimkeh-

rend, Hriz nach Hause rief und ihn dort den Händen der Mutter überließ, damit sie ihn wasche, auskämme und ankleide, und als ihn der Vater dann mitnahm und, ohne ein Wort zu sagen, den am ganzen Leibe zitternden Knaben den Weideplatz hinabführte, und als die Gänse ihren künftigen Anführer in völlig verändertem Aufputz, in neuen Stiefelchen, einem neuen Filzhut auf dem Kopfe, mit einem roten Riemen umgürtet, erblickten, — erhob sich unter ihnen ein plötzliches und sehr lautes Geschrei der Verwunderung. Der weiße Gänserich lief mit vorgestrecktem Kopf dicht an Hriz heran, als wenn er ihn genauer betrachten wollte; die grauweiße Gans streckte ebenfalls ihren Kopf vor, konnte vor lauter Staunen lange Zeit kein Wörtchen sagen, und schnaterte endlich rasch:

— Wo-wo-wo-wo?

— Dumme Gans! — erwiderte Hriz stolz und wandte sich ab, als hätte er sagen wollen: „Na, kannst warten, jetzt bin ich ein viel zu großer Herr geworden, um dir auf deine dummen Gänsefragen zu antworten.“ Vielleicht aber antwortete er deshalb nicht, weil er es selber nicht wußte.

Schweigend gingen sie — der Vater und Hriz — die Straße hinauf, bis sie an ein großes Haus mit Strohdach und Schornstein anlangten.

Zu diesem Hause strömten viele Jungen herbei, solche wie Hriz und auch ältere als er. Im Gemüsegarten hinter dem Hause erging sich ein Herr im Kamisol.

— Hriz! — sagte der Vater.

— Was? — sagte Hriz.

— Siehst du jenes Haus?

— Ich sehe es.

— Merke dir, das ist die Schule.

— Ja, — sagte Hriz.

— Hierher wirst du lernen gehen.

— Betrage dich gut, treibe keinen Unfug, gehorche dem Herrn Lehrer. Ich gehe, damit er dich einschreibt.

— Ja, — sagte Hriz, der fast nichts von alledem verstand, was der Vater sprach.

— Und du gehe mit diesen Jungen. Jungens, nehmt ihn mit!

— Komm! — sagten die Jungen und nahmen Hriz mit, der Vater aber ging indessen in den Gemüsegarten, um mit dem Lehrer zu sprechen.

II.

Sie betraten den Hausflur, wo es stockfinster war und entsetzlich nach vorjährigem verfaultem Kohl stank.

— Siehst du das dort? — sagte ein Knabe zu Hriz und wies nach einer dunklen Ecke.

— Ich sehe, — sagte Hriz zitternd, obgleich er gar nichts sah.

— Dort ist ein Loch! — sagte der Knabe.

— Ein Loch! — wiederholte Hriz.

— Wenn du dich schlecht betragen wirst, so wird der Lehrer dich in dieses Loch stecken und du wirst da die ganze Nacht sitzen müssen.

— Ich will nicht! — rief Hriz.

Währenddessen raunte ein anderer Junge dem ersten etwas zu, beide lachten auf und darauf sagte der erste, nachdem er tastend die in die Schule führende Tür gefunden, zu Hriz:

— Klopfe an die Tür! Aber dalli!

— Wozu? — fragte Hriz.

— Du mußt es! Hier ist das so Sitte, wenn einer zum ersten Mal kommt.

In der Schule herrschte ein Lärm, wie in einem Bienenstock, doch als Hriz mit den Fäusten gegen die Tür trommelte, wurde es still. Die Knaben öffneten langsam die Tür und stießen Hriz mitten in die Stube. Im selben Augenblick fühlte er auf seinen Schultern wuchtige, mit Birkenruten versetzte Hiebe. Hriz überkam ein mächtiger Schreck und er kreischte auf.

— Pst, du Dummkopf! — riefen ihm die lachenden Knaben zu, die sich, sobald sie das Klopfen vernommen, hinter der Tür verborgen, und Hriz nun diesen unerwarteten Empfang bereitet hatten.

— Ei-ei-ei-ei! — wimmerte Hriz.

Die Knaben erschranken, daß der Lehrer das hören könne, und begannen Hriz zu beschwichtigen.

— Still, du Einfaltspinsel, so geht das nicht! Demjenigen, der an die Tür klopft, muß man auf die Schultern klopfen: Hast du das nicht gewußt?

— Ich h-a-a-b's ni-icht ge-wu-u-Bt! — schluchzte Hriz.

— Weshalb hast du das nicht gewußt?

— Weil i-i-ch zum e-e-rsten Ma-a-a-al in der Sch-u-le bin.

— Zum ersten Mal! Nanu!... — riefen die Knaben, als wären sie verwundert, daß man zum ersten Mal in der Schule sein könne.

— Ei, da muß man dich bewirten! — sagte einer von ihnen, sprang zur Tafel, nahm aus einem Kästchen ein großes Stück Kreide und reichte es Hriz.

— Da, du Dummerjan, iß, aber flink!

Alle schwiegen und blickten Hriz erwartungsvoll an; dieser drehte das Stück Kreide in den Händen und schob es dann langsam in den Mund.

— Iß, du Dummkopf, aber flink! — setzten ihm die Jungen zu und wollten dabei vor Lachen schier bersten.

Hriz begann an der Kreide zu kauen und würgte sie mit Müh und Not herunter. Das Gelächter im Schulzimmer wurde so laut, daß die Fensterscheiben klirrten.

— Weshalb lacht ihr denn? — fragte der erstaunte Hriz.

— Ach, das ist bloß so! Vielleicht willst du noch?

— Nein, ich will nicht. Was ist das aber?

— Kennst du das auch nicht? Bist du aber doof! Das ist ja solch ein Jerusalem, das schmeckt fein.

— O, das schmeckt gar nicht fein, — sagte Hriz.

— Weil du das noch nicht ordentlich gekostet hast. Das muß ein jeder essen, der zum ersten Mal in die Schule kommt.

In diesem Augenblick trat der Lehrer ein. Alle Jungen sprangen wie aufgeschreckte Spatzen zu ihren Bänken und nur Hriz blieb stehen mit Tränen in den Augen und dem von der Kreide ganz weißen Munde. Der Lehrer kam drohend auf ihn zu.

— Wie heißt du? — fuhr er ihn an.

— H... liz.

— Was ist das noch für ein Hriz! Aha, du bist der Neue. Warum sitzt du nicht auf der Bank? Weshalb weinst du? Womit hast du dich beschmiert? He?

— Ich habe Jerusalem gegessen.

— Was? Was für ein Jerusalem? — forschte der Lehrer. Die Jungen wollten wieder schier vor Lachen ersticken.

— Die Jungens haben's mir gegeben.

— Welche Jungens?

Hriz schaute sich in der Stube um, konnte aber keinen einzigen erkennen.

— Nun, nun! Geh, setz dich und lerne gut, iß aber kein Jerusalem mehr, sonst bekommst du Schläge!

III.

Der Unterricht begann. Der Lehrer sprach irgend etwas, zeigte solche kleine Täfelchen, auf denen irgendwelche Häkchen und Schnörkel gemalt waren; die Knaben riefen hin und wieder etwas, wenn der Lehrer eine neue Tafel zeigte, doch Hriz verstand nichts von alledem. Er beachtete nicht einmal den Lehrer, so drollig schienen ihm die Jungens, die neben ihm saßen. Der eine bohrte mit dem Finger in der Nase, der zweite war bemüht, von hinten einen kleinen Grashalm Hriz ins Ohr zu stecken, der dritte machte sich geduldig an eine mühselige Arbeit an seinem alten Kaftan, indem er aus demselben Flicker und Fäden herauszerzte: vor ihm, auf dem unteren Brett der Schulbank lag bereits ein ganzer Haufen davon, doch er zupfte und zerzte noch immer aus Leibeskräften.

— Warum ze... llst du? — fragte Hriz.

— Ich werd's zu Hause mit der Kohlsuppe essen, — antwortete der Knabe lispelnd, und Hriz sann längere Zeit darüber nach, ob dieser Knabe ihn nicht gefoppt habe.

— Hriz, du Tölpel, du paßt ja gar nicht auf! — fuhr ihn der Lehrer an und faßte ihn derart am Ohr, daß Hriz unwillkürlich Tränen in die Augen kamen und er so erschrak, daß

er für längere Zeit nicht nur unfähig war aufzupassen, sondern überhaupt nicht mehr wußte wo er auf der Welt war. Als er endlich wieder zu sich kam, waren die Knaben bereits beim Buchstabieren, indem sie die Buchstaben von den kleinen Täfelchen ablasen, die der Lehrer auseinander- und dann wieder zusammenlegte. Unermüdlich wiederholten sie zu hundertmal mit singenden Stimmen: „a-ba-ba-ga-la-ma-ga!“ Hriz wußte selber nicht warum, aber dies gefiel ihm außerordentlich und er begann mit einer dünnen piepsenden Stimme mit den anderen um die Wette zu schreien: „a baba galamaga“. Der Lehrer wollte ihn schon (als einen sehr aufmerksamen und begabten Jungen loben, doch er beschloß sich erst besser davon zu überzeugen und stellte die Buchstaben um. Er stellte vor den Schülern unerwartet die Buchstaben „baba“ zusammen, doch Hriz, der nicht einmal auf sie hinsah und nur den Lehrer anstarrte, schrie mit dünner singender Stimme: „galamaga“. Dabei erhob sich ein allgemeines Gelächter, selbst der Lehrer lachte mit, nur Hriz schaute sich verwundert um und fragte laut bei seinem Nachbarn: „Wa... lum sch... leist du nicht galamaga?“ Der Ärmste kam erst richtig zur Besinnung, als der Lehrer ihn für seine Gelehrsamkeit tüchtig mit der Rute traktierte.

— Nun, was hat man dir dort in der Schule beigebracht?— fragte der Vater, als Hriz mittags nach Hause kam.

— Wil lenten „a baba galamaga“, — antwortete Hriz.

— Hast du's gekonnt?— fragte der Vater, ohne weiter zu erörtern, was das für eine seltsame Wissenschaft war.

— F... leilich, hab ich's gekonnt, — erwiderte Hriz.

— Nun, mach's aber auch weiter gut!— spornte ihn der Vater an. — Und wenn du hier in der Schule deine Lehre beendet hast, dann kommst du in die Stadt, in eine große Schule und wirst nachher Pope. Frau, gib' ihm doch was zu essen.

— Ja, — antwortete Hriz.

IV.

Ein Jahr war nach jenem denkwürdigen Tage vergangen. Die vielversprechenden Hoffnungen des Vaters betreffs

Hziz' Zukunft waren längst verweht. Der Lehrer sagte ihm einfach, daß Hziz ein Tölpel sei und daß es besser wäre, ihn wieder nach Hause zu nehmen und die Gänse hüten zu lassen. Und wirklich, nach einem Schuljahre kehrte Hziz ebenso wie nach Hause zurück, wie er es vor einem Jahr gewesen. Zwar kannte er das „a baba galamaga“ auswendig und sogar im Schlafe entfuhr seinen Lippen öfters dies seltsame Wort, das scheinbar die erste Schwelle aller Weisheit darstellte, über die er nicht hinauskommen konnte. Jedoch weiter als bis zu diesem Worte kam Hziz in der Wissenschaft nicht. Die Buchstaben verwirrten sich vor seinen Augen und er konnte es nie erkennen, welcher von ihnen „S“ und „T“, welcher „L“ und welcher „M“ ist. Vom Lesen schon gar nicht die Rede. Ob der Grund all dessen in seiner Ungelehrigkeit lag, ob im schlechten Unterricht des Lehrers, — das ist unbekannt; eines ist gewiß, nämlich, daß es unter den dreißig Schülern jenes Jahres außer Hziz noch 18 solcher Tölpel gab und daß sie sich alle im Laufe des Schuljahres gemeinsam strahlende Hoffnungen darüber machten, wie es schön sein wird, wenn sie sich von den täglichen Prügel, Kopfnüssen, Ohrfeigen und Fußtritten befreien und im vollen Glanze ihrer Würde auf dem Weideplatz erscheinen werden.

Wer anders als Hziz dachte am meisten und am häufigsten daran? Er war der verdammten Fibel, die er während der Anstrengungen über den wissenschaftlichen Fragen im Laufe des Jahres zerkratzt und beinahe in Fetzen gerissen hatte, des verfluchten „a baba galamaga“ und der verfluchten Nörgeleien und „Anspornungen“ des Lehrers derart überdrüssig, daß er sogar abgemagert und blaß geworden war und stets wie ein Nachtwandler umherirrte. Endlich kam der Monat Juli und mit ihm die Erlösung. Eines Morgens sagte der Vater zu ihm:

— Hziz!

— Was? — sagte Hziz.

— Von nun an gehst du nicht mehr in die Schule.

— Ja, — sagte Hziz.

— Zieh die Stiefel aus, nimm Hut und Gürtel ab, das muß

alles für den Sonntag aufbewahrt werden, umgürte dich mit Lindenbast, setz deinen alten Strohhut auf und treibe die Gänse auf die Weide.

— Ja, — sagte Hriz freudig.

V.

Die Gänse sind freilich dumme Gänse, und sie wußten auch diesmal nichts von der freudigen Veränderung, die ihrer harrte. Das ganze Jahr, während Hriz die Schule besuchte, wurden sie von einem kleinen Nachbarsjungen Lutschka zur Weide getrieben, der sich auf dem Weideplatz mit dem Graben kleiner Gruben beschäftigte, allerhand Figuren aus Kot modellierte und sich mit Staub bestreute. Er kümmerte sich überhaupt nicht um die Gänse und sie waren sich selbst überlassen. Häufig gerieten sie auf fremden Acker und dann mußten sie von dem den Verlust erlittenen Besitzer nicht wenig Flüche und sogar Schläge über sich ergehen lassen. Außerdem kreiste das Unglück in diesem Jahre einige Male auf seinen unheilbringenden Fittichen über der Gänseherde. Die Hausfrau verkaufte fünf junge Gänseriche und zehn Gänse in die Stadt; schwer fiel den anderen der Abschied von ihnen. Die alte aschgraue Gans wurde von einem ergrimnten Nachbarn mit einer Rute zu Tode geprügelt und, voll barbarischer Herzlosigkeit, band er dann den entseelten Leichnam bei der Pfote an dieselbe Rute, schleppte ihn so über die ganze Weide und warf ihn dann in das Gehege des Wirts. Ein junger Gänserich, die Zierde und der Stolz der gesamten Herde, wurde von einem Habicht getötet, als er sich einst zu weit von seiner Sippe gewagt hatte. Doch trotz allen diesen schweren und unersetzlichen Verlusten war die Herde in diesem Jahre größer als im vorigen. Dank dem weißen Gänserich und der grauweißen Gans und noch zweien — dreien ihrer jungen Töchter zählte die Herde in diesem Jahre mehr denn 40 Stück.

Als Hriz mit der Rute — dem Zeichen seiner Statthaltermacht — unter ihnen erschien, wandten sich aller Augen ihm zu

und man konnte nur ein bestürztes Zischen der Verwunderung hören. Doch weder der weiße Gänserich noch die grauweiße Gans hatten ihren ehemaligen guten Hirten vergessen und erkannten ihn sogleich. Mit lauten Freuderufen und Flügelschlägen stürzten sie auf ihn zu.

— Wo-wo-wo-wo? — schnatterte die grauweiße Gans.

— Ich war doch in der Schule, — antwortete Hriz stolz.

— Ho! Ho! Ho! — staunte der weiße Gänserich.

— Glaubst mir's nicht, Dummkopf? — herrschte Hriz ihn an und versetzte ihm einen Rutenhieb.

— Was-was-was? Was-was-was-was? — plapperten die ihn in einer Schar umgebenden anderen Gänse.

— Ihr fragt wohl, was ich gelernt habe? — formulierte Hriz ihre Frage.

— Was-was-was? — schnatterten die Gänse.

-- A baba galamaga! — antwortete Hriz.

Wieder ein Zischen des Staunens, als wenn kein einziger dieser 40 Gänseköpfe solch eine tiefe Weisheit fassen könnte. Hriz stand stolz, unerreichbar da. Doch schließlich kam der weiße Gänserich zu Wort.

— A baba galamaga! A baba galamaga! — schrie er mit einer klangvollen metallenen Stimme, indem er sich reckte, hoch den Kopf hob und mit den Flügeln schlug. Dann wandte er sich Hriz zu und fügte hinzu, als hätte er ihn noch mehr beschämen wollen:

— A kschi, a kschi!

Hriz war niedergeschlagen, zerknirscht: der Gänserich hatte sich im Laufe einer Minute die Weisheit angeeignet und wiederholt, die ihn ein Jahr Lehre gekostet hatte!

— Weshalb haben sie ihn nicht in die Schule geschickt? — dachte Hriz im Stillen und trieb die Gänse auf die Weide.

DER BLEISTIFT

Ich bitte keinesfalls zu glauben, daß ich da etwas Ersonnenes erzähle, oder daß der Titel dieser Erzählung irgend eine Metapher ist. Nein, es handelt sich wirklich um einen Bleistift und sogar nicht um einen ganzen, sondern um ein Stück Bleistift von etwa drei Zoll Länge. Sollte aber jemand sagen, daß es dreieinhalb Zoll waren, so werde ich deswegen nicht zum Dorfältesten gehen um mit ihm zu prozessieren. Ich weiß aber gut, daß er keine vier Zoll lang war. Das könnte ich, wie die Rechtsgelehrten sagen, „eidlich bestätigen“ oder, wie unsere Jassenitschaner sagen, es „höch und teuer versichern und Stein und Bein schwören.“ Der Held dieser Erzählung war dreieinhalb Zoll lang, keineswegs länger. Nicht wenig Jahre sind seitdem verstrichen, da wir uns zum letztenmal sahen,— das heißt seit ich ihn sah, denn er mit seiner gespitzten kleinen Nase—konnte er mich denn sehen? Lag er doch ganze anderthalb Tage lang in meinem Schulsack unter den Büchern in einer fürwahr höllischen Finsternis! Um nicht zu lügen,— sind es nicht minder als 16 Jahre her,—Zeit genug, um selbst einen Busenfreund zu vergessen. Ich habe aber es nicht vergessen, das dreieinhalb Zoll lange Stück Bleistift in einer Einfassung aus dunkelrotem Holz, sechskantig, poliert, mit einer in silbernen Buchstaben eingepprägten Inschrift „Mittel“ am stumpfen Ende; am anderen Ende war er nicht allzu scharf, jedoch auch nicht allzu stumpf gespitzt,— gerade so, wie es für einen Dorfschüler erforderlich ist.

So lag er eines Wintermorgens auf dem Schnee im Hofe der Jassenitzker Schule, dicht am Steg, den die Schüler früh-

morgens ausgetreten hatten. Es war ein heiterer wundervoller Morgen. Der Frost setzte hart zu; in der Luft flogen winzige, ganz durchsichtige Schneeflocken herum, die nur nach ihrem Diamantglanz zu sehen waren, wenn ein Sonnenstrahl sich in ihnen brach. Der Bleistift war nicht im festgefrorenen glitzernden Schnee stecken geblieben, sondern lag ganz obenauf. Seine gelbe Politur glitzerte in der Sonne und die silbernen Buchstaben „Mittel“ waren von weitem zu sehen. Gewiß hatte ihn irgend ein in die Schule eilender Schüler verloren. So lag er auch, seine schwarze zugespitzte Nase den Schulwänden zugewandt, als hätte er jedem Vorübergehenden zeigen wollen, daß dort sein gehöriger Platz sei, als würde er mit seinem silbernen Blick bitten, man solle ihn aus diesem obwohl schönen, doch sehr kalten Bett holen und dorthin, in die Schule tragen, von wo der Lärm der Jungen, die auf den Herrn Lehren warteten, übers ganze Dorf schallte.

Sagen Sie jetzt selbst aufs Gewissen, was Sie getan hätten, wenn Sie solch einen „Mittel“ erblickt, und zudem noch in solch einer seinem Stande nicht ganz entsprechenden Lage? Ich denke, daß 90% von Euch in ihm keinesfalls den Helden einer Erzählung, nicht einmal einen Zeitungsnotiz oder sogar einer unansehnlichen Anzeige geahnt hätten, sondern, ihn aufgehoben und einfach in die Tasche gesteckt hätten. Die übrigen 10% hätten sich bestimmt gar nicht erst nach ihm gebückt.

Offen gestanden, gehörte ich zu diesen 90% und, ohne etwas Böses im Bleistift zu ahnen, bückte ich mich nach ihm und da ich am Leibe nirgends eine Tasche hatte, steckte ich ihn in den ledernen Schulsack, in dem meine Bücher lagen. Doch was dabei außergewöhnlich war, war das, daß ich mich sehr über meinen Fund freute. Ich war ein armer Dorfjunge und hatte noch nie im Leben einen Bleistift gehabt, ich mußte immer mit der verflixten Gänsefeder schreiben, die unter dem Druck meiner Hand so schrecklich tröpfelte, spritzte und knirschte. Und jetzt hatte ich einen Bleistift gefunden! Und was für einen schönen! Zwar hatte ich ihn nur flüchtig gesehen, als er noch auf dem Schnee lag, denn nachher ergriff ich ihn

und steckte ihn rasch in den Sack, wie wenn ich mich fürchtete, daß die Sonne, die so hell schien, ihn mir aus der Hand stehen könnte. Was noch interessant bei dieser ganzen Operation war, das war der Umstand, daß es mir nicht einmal einfiel, irgend ein Schüler könnte ihn verloren haben, verstehen Sie, das kam mir nicht mal in den Sinn. I wo! Welcher Schüler verliert hier bei uns Bleistifte! Da mußte wohl, weiß Gott, irgend ein unbekannter Herr zum Lehrer gekommen sein, — und sicher hatte er auf irgend eine sonderbare Weise diesen Bleistift verloren. Vielleicht war es auch der Aufkäufer, dem der Lehrer im vorigen Jahre eine Kuh verkauft hatte; vielleicht aber liegt hier dieser Bleistift noch vom vorigen Jahre und niemand hat ihn, den Ärmsten, gesehen. Und vielleicht ist er gar zusammen mit dem Schnee in der Nacht vom Himmel gefallen? Die Großmutter sagte doch, daß manchmal Frösche vom Himmel fallen; weshalb könnte nicht auch den Bleistiften dasselbe passieren? So dachte ich bei mir, während ich über den Hof auf die Schule zuschritt. Nun, und weshalb sollte denn ein sechsjähriger Knabe nicht so denken? Übrigens, nein! Mir gefiel dieser Bleistift sehr. Ich hielt die Hand im Schulsack, und er lag in meiner Hand; ich drehte ihn hin und her, bemühte mich zu erraten, wie dick er ist, mir sein Aussehen wieder wachzurufen, — mit einem Wort, meine Phantasie schwebte und flatterte, wie der Falter um eine Blume, unaufhörlich um den Bleistift. Sie verscheuchte gewaltsam jeden Gedanken darüber, daß der Bleistift irgendeinem Schüler gehören könnte, und daß ich ihn somit seinem Besitzer zurückerstatten müßte.

Die Klasse war bereits voll Schüler. Einige saßen auf den Bänken und ochsten die aufgegebenen Aufgaben, wobei sie ab und zu ängstlich nach der Tür blickten, ob etwa nicht der Lehrer komme. Andere, die tapferer waren, gingen in der Klasse umher, rauften sich, zwängten sich zwischen den Bänken hindurch, zeichneten mit der Kreide verschiedene wunderliche Dinge auf die Tafel und wischten sie dann rasch mit einem nassen Lappen ab, der ihnen statt eines Schwammes diente. Niemand fragte nach dem Bleistift. Das freute mich

sehr und ich schlüpfte hastig, gleichsam verstoßen, auf die zweite Bank und setzte mich auf meinen gewohnten Platz. Als ich das Buch herausholte, das für die nächste Stunde nötig war, hörte ich in meinem Sack den Bleistift gegen das Leder aufschlagen und erbebt am ganzen Leibe — nur weiß ich nicht, ob es vor Freude oder vor unbestimmter Unruhe war.

Da trat aber auch schon der Lehrer ein und der Unterricht begann. Nichts! Die Stunde war schon vorbei, der Lehrer verließ die Klasse, das Geschrei und der Lärm begannen ganz wie zuvor, über den Bleistift aber sagte niemand ein Sterbenswörtchen. Ich sitze da, schaue mich um und zittere wie ein Dieb über dem gestohlenen Schatze, vor Furcht, jemand könne auf mich zukommen und von mir den Bleistift verlangen.

Doch niemand forderte den Bleistift. Die Schüler gehen hin und her und lernen, treiben Unfug und lungern herum, genau so wie früher.

Stepan Lessjkiw, mein guter Bekannter, kommt auf mich zu.

— O, du weißt heute sicher nichts im Rechnen, wirst tüchtig abkriegen! Wenn mir der Lehrer befiehlt, dich zu veräreschen, — da halte dich nur, du Ärmster!

Was für ein Tunichtgut, dieser Stepan! Er weiß, daß das Rechnen meine schwache Seite ist und neckt mich stets gerne damit. Doch ich weiß gut, daß er Spaß macht; überdies fürchte ich mich heute nicht vor dem Lehrer, denn ich habe meine Aufgabe im Rechnen (die Ziffern bis 100 zu schreiben) gelernt. Und wie ich sie gelernt habe! Wer schrieb da gestern den ganzen Tag mit dem Finger Ziffern auf den taubedeckten Fensterscheiben?

— Na, na, mache dir bloß keine Sorgen über mein Rechnen, antwortete ich Stepan, — paß nur auf, daß du selbst nicht eins auf die Haut abkriegst!

Doch welch seltsames Ding, fürwahr! Ich wollte Stepan ebenfalls mit einem Scherz, lächelnd und freundlich antworten, die Antwort aber kam so boshaft, so drohend, mit solch

einer brummigen Stimme, daß es mir selber dabei unangenehm wurde. Ja, ich fühlte sogar, wie mir eine Blutwelle ins Gesicht schoß. Stepan stand eine Minute lang vor mir und schaute mich, ohne etwas hinzuzufügen, verwundert an, dann entfernte er sich, offenbar bestürzt, mich mit seinem Scherz so gekränkt zu haben. Er liebte mich so sehr, dieser sanfte, stille, dienstfertige und gute Junge! Weshalb hatte ich ihm so böse geantwortet? Weshalb hatte ich ihn betrübt? Er hatte doch im Scherz mit mir gesprochen und ich hatte keinerlei Grund ihm zu zürnen!

Solche Gedanken spuckten in meinem Kopfe herum, als Stepan sich entfernte und schweigend auf seiner Bank Platz nahm. Er war ein kleines dunkelblondes achtjähriges Kerlchen. Sein Vater, ein armer Bauer, war der Nachbar meines Onkels, bei dem ich lebte, und deshalb waren wir Jungens ständige Spielgefährten. Man munkelte, Stepans Vater sei früher ein reicher Mann gewesen, doch ein großer Brand und verschiedene andere Unglücksfälle hatten seine Wirtschaft ruiniert. Das war ein hochwüchsiger Mann mit finsternem Gesicht, den Blick stets zu Boden gerichtet, der mit grober, barscher Stimme sprach. Ich hatte unwillkürlich Angst vor ihm und hielt ihn für einen grausamen Menschen. Der kleine Stepan war aber ganz nach seiner Mutter geraten, einer stillen, sanften Frau mit noch schönem gutmütigem Gesicht und klaren grauen Augen. Deshalb stand ich häufig hinter dem Zaun auf dem Weideplatz auf der Lauer und wartete, bis der alte Lessjkiw die Hütte verläßt, um für eine Minute zu Stepan hinüber zu laufen und mit ihm zu spielen. Zwar zankten wir uns oftmals, wie das Kinder zu tun pflegen, doch niemals für lange Zeit. Ich war hitziger im Streit und auch in der Rauferei, aber dennoch gewöhnlich der erste, der um Verzeihung bat, Stepan hingegen, der stets der Gleiche war, lächelte so freundlich, als hätte er sagen wollen:

— Siehst du, ich hab's doch längst gewußt, daß du es ohne mich nicht aushalten wirst!

Doch jetzt, — weshalb zürnte ich ihm jetzt? Nicht doch, —

ich fühlte wohl, daß ich ihm gar nicht zürnte. Im Gegenteil, sein betrübter, trauriger Blick tat mir weh, er wühlte in meiner Kinderbrust. Ich schämte mich über irgend etwas, wußte selbst nicht worüber, und vergaß den Bleistift. Erst als die Eindrücke abgekühlt und vorbeigehuscht waren und als ich den Schulsack vor mir erblickte, in dem meine Nerven von weitem die Berührung des Bleistiftes zu spüren schienen, kehrte meine Phantasie wieder zu diesem Gegenstand zurück, und eine Minute später hatte ich Stepan und seinen traurigen Blick gänzlich vergessen.

Wieder trat der Lehrer ein, die Stunde begann und verstrich langsam, niemand erwähnte den Bleistift auch nur mit einem Sterbenswörtchen.

Die dritte Stunde war Rechnen. Diese hohe und schrecken-erregende Wissenschaft wurde uns nach folgender Methode beigebracht: der Lehrer rief einen an die Tafel, hieß ihn darauf Ziffern mit Kreide schreiben und alle anderen Jungen mußten dieselben Ziffern in ihre Hefte abschreiben. Der Lehrer schritt zwischen den Bänken auf und ab, blickte hin und wieder in die Hefte, ob alle schreiben und ob es auch wie es sich gehört geschrieben wird.

Vor der Rechenstunde schlug von der letzten Bank, wo Stepan saß, irgendein Lärm an mein Ohr, aufgeregte, abgerissene Fragen und Antworten, ich konnte jedoch inmitten des allgemeinen Lärms nicht richtig daraus klug werden. Dennoch erbebte mein Herz, eine Unruhe wurde in mir wach. Ich dachte mir: ich werde jetzt den Bleistift nicht heraus-holen, werde wie gewöhnlich mit der Feder schreiben, obwohl ich sie schon gründlich satt habe.

Da erschien der Lehrer. Einen Augenblick lang schöpfte er Atem an seinem Pult, dann stand er auf und rief mich an die Tafel. Eingeschüchtert, zitternd trat ich vor, denn das Schreiben, sowohl von Ziffern, wie auch von Buchstaben, war für mich überhaupt eine harte Nuß: alle Zeichen gingen unter meinen Fingern schief, krumm und verschwommen hervor, so daß sie gewöhnlich einem alten Zaune ähnlich sahen, in dem jeder Pfahl nach einer anderen Seite blickt, die

Querstangen aber ganz selbständig stecken und sich mit den Pfählen nicht begegnen können. Doch was war da zu machen: der Lehrer rief auf, man mußte gehen. Ich stellte mich neben die Tafel und nahm in die Rechte den Lappen, in die Linke — die Kreide.

— 35! — rief der Lehrer und blickte sich nach mir um. — O, du Einfaltspinsel, wie hältst du denn die Kreide? Wirst wohl wie ein Linkshändiger schreiben, he?

Ich wechselte diese unglückseligen Werkzeuge der Weisheit in beiden Händen, hob dann die Rechte in die Höhe, so weit ich konnte, und reichte kaum bis an die Hälfte der Tafel. Die Aufgabe, die Zahl 35 an der Tafel zu schreiben, war sehr schwierig, denn man mußte die „kompliziertesten“ Ziffern schreiben. Gestern, als ich mich im Ziffernschreiben mit dem Finger an den Fensterscheiben übte, sann ich lange darüber, wie man diese verdammte „Drei“ schreiben sollte, damit sie so rund, mit solch einer Zacke in der Mitte geräte. Ich hatte niemanden, den ich danach fragen könnte, und da kam mir halt der Gedanke, sie von der Mitte, von der Zacke zu beginnen, und von da aus zuerst den oberen, und danach den unteren Schnörkel zu zeichnen. So hatte ich es zu Hause gelernt, und ebenso begann ich auch jetzt mit bebender Hand auf der Tafel zu schmieren. Und dabei zittert mir die Hand wie zum Trotz, die Kraft, derer ich auch ohnedies nicht allzu viel besaß, ist gleichsam erfroren, sodaß ich, wie sehr ich mich auch abmühte und die Kreide an die Tafel drückte, die verfluchten Striche so mager und dünn zog, daß sie kaum zu sehen waren. Mit Müh und Not zeichnete ich eine Drei.

— Nun, wird's bald? — schreit der Lehrer und wendet sich mir zu.

— Noch... noch nicht, — antworte ich und mache mich, in kalten Schweiß gebadet, an das Schreiben der Zahl 5, selbstverständlich wieder nach meiner eigenen Methode, das heißt, von unten angefangen.

— Was, was, was? — schrie der Lehrer und lief näher an mich heran, — wie schreibst du, wie?

Ich schwieg. Die zitternde Hand zog den Strich an der Tafel zu Ende. Die Fünf glich eher einem T als einer rundlichen kammähnlichen 5.

— O, du Schweinebauch! (Gewöhnlicher Titel, mit dem der Professor die Schüler benannte.) Du weißt also nicht, wie eine Fünf geschrieben wird?

Ohne eine Antwort auf diese Frage abzuwarten, ergriff der Lehrer mit einer Hand ein breites Lineal, das auf dem Tische lag, mit der anderen aber packte er mich bei der Hand, der die Kreide entfiel, und ein lautes Klatschen hallte durch die Klasse. Das Blut schoß mir nur so in die Handfläche, sie schien aufgedunsen zu sein und unter der Haut spürte ich ein Knibbeln. Ich war von klein auf standhaft gegen Schmerzen, und weinte nicht, sondern verzog nur das Gesicht.

— Du weißt also nicht, wie man 5 schreibt? Hast du nicht gesehen, wie ich sie geschrieben habe? Schau her, wie man 5 schreibt, so! — Und der Herr Lehrer ergriff die Kreide und zeichnete mit einem Schwung zuerst eine riesige Fünf auf der Tafel und dann eine ebensolche (vielleicht nur nicht so regelmäßige und ausdrückliche) kolossale Fünf auf meinem Gesicht.

— Schreibe weiter, — schrie er mich an, — 48!

Ich nahm die Kreide und begann zu schreiben. Der Lehrer sah noch eine Weile zu. Die Vier befriedigte ihn und er begann wieder zwischen den Bänken hin und her zu schreiten.

— Weshalb schreibt ihr nicht? — fuhr er drohend die Jungen an, die halb lachend, halb erschrocken dem zusahen, was an der Tafel vor sich ging. Beim Verweis des Lehrers neigten sich alle Köpfe, wie wenn der Roggen bei einem Windhauch die reifenden schweren Ähren neigte.

— Und du, Klassenältester, wie hast du die Drei geschrieben? — fragte der Lehrer einen Schüler.

Und statt einer Antwort, statt einer Erklärung — ein schallender Schlag des Lineals auf die Handfläche.

— Und was ist das oben, über der 5? — fragte er einen anderen.

— Das ist von der Feder getropft.

Wieder ein Aufklatschen des Lineals.

— Und du, Gevatter, warum schreibst du denn nicht? — fragte er einen Dritten.

— Ich... ich... bit... ich bitte den Herrn Lehrer, — hört man Stepan Lessjkiw mit Tränen in der Stimme antworten.

— Was? — schreit der Lehrer wütend.

— Ich habe irgendwo meinen Bleistift verloren.

In diesem Augenblick, — ich weiß selbst nicht warum, — entfiel die Kreide meiner Hand. Ich wiederhole: ich weiß selbst nicht warum, denn ich war sicher, daß der Bleistift, der jetzt ruhig in meinem Schulsack lag, nicht Stepan gehörte. Auf keinen Fall! Und doch erschrak ich dermaßen bei seinen Worten, meine Hand erzitterte derart, daß die Kreide wie ein Aal meinen Händen entglitt. Es war mein Glück, daß die mir aufgegebenen Zahl bereits geschrieben war — jetzt hätte ich sie nicht schreiben können.

— So, — rief der Lehrer, — du hast ihn verloren? Warte nur, ich werde es dir schon beibringen!

Wer weiß, was der Lehrer eigentlich Stepan beibringen wollte. Wir Schüler wußten nur, daß der Lehrer sich vor zwei Tagen arg mit Stepans Vater gestritten hatte und offenbar nur nach einem Vorwand suchte, um sich für den Vater an dem Sohn zu rächen, außerdem aber sahen wir, daß der Lehrer heute etwas angetrunken war und daß es folglich ohne Prügel nicht abgehen werde.

— Marsch in die Mitte! — schrie er zu Stepan. Der arme Kerl wußte wohl, was seiner harrte, und bewegte sich langsam; der Lehrer packte ihn am langen blonden Schopf und zerrte ihn in die Mitte der Klasse.

— Hier stehen! Und du, — er wandte sich an mich, — hast du schon fertig geschrieben?

— Ich hab' geschrieben.

— Setz' dich hin! Und du gehe an die Tafel. — Mit diesen Worten versetzte der Lehrer Stepan einen Rippenstoß. Ich atmete erleichtert auf: erstens, weil ich selber auf einem sicheren Platz saß und zweitens, weil ich bei mir dachte, daß

Stepan wohl nichts für den Bleistift abkriegen würde, obgleich ihn der Lehrer auch an die Tafel geschickt hatte, denn daß Stepan zu schreiben versteht, das stand bei mir fest. Nur als ich hörte, mit welcher zornigen Stimme der Lehrer ihm die Zahlen diktierte, wie wütend er wurde, als er sah, daß Stepan gut schreibt, stieg in mir eine Furcht auf. Es war mir so schwer, als ob etwas in meinem Innersten flüsterte, daß auch ein Teil meiner Schuld daran sein werde, wenn es Stepan wegen dem Bleistift schlecht ergehen würde. Ich weiß nicht, auf welche Weise sich diese sonderbaren Gedanken in meinem Hirn verflochten, aber eines ist sicher, nämlich, daß ich wie Espenlaub zitterte.

Stepan schreibt und schreibt Zahlen, er hat schon die ganze Tafel vollgeschrieben, der Lehrer blickt ihn ein Mal über das andere an, um ihn bei irgend etwas zu ertappen, doch es will ihm nicht gelingen.

— Genug! — schreit er. — Und jetzt lege dich hin!

— Ich bitte Sie, Herr Lehrer, wofür denn? — läßt Stepan sich vernehmen.

— Was? Wofür? Du fragst noch! Lege dich sofort hin!

Etwas würgte mich an der Kehle, als ich diese Worte hörte. Der Lehrer suchte nach der Rute auf der letzten Bank, der arme Stepan aber stand blaß und zitternd neben der Tafel und machte sich am Lappen zu schaffen.

— Wofür will mich denn der Herr Lehrer schlagen? — fragte Stepan nochmals mit Tränen in der Stimme, als er den Lehrer, die Rute in der Hand, auf sich zuschreiten sah.

— Lege dich hin! — schrie dieser und packte Stepan, ohne erst lange zu warten, am Haar, warf ihn auf den Stuhl und begann ihn aus Leibeskräften mit der Rute zu prügeln. Stepan schrie vor Schmerz auf, doch das Gezeter schien den berauschten Lehrer nur noch mehr zu reizen.

— Damit du das nächste Mal weißt, wie man Bleistifte verliert! — keuchte er mit heiserer Stimme und die Rute piff noch stärker, indem sie auf den Körper des armen Stepan niedersauste.

Was ging in diesen langen, furchtbar schweren Minuten

mit mir vor? Der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoß, war aufzustehen und zu sagen, daß ich an allem schuld bin, daß Stepans Bleistift bei mir ist, daß ich ihn gefunden und Stepan nicht zurückgegeben habe. Doch die Angst vor dem Pfeifen der Rute drückte mich gewaltsam auf meinen Platz, lähmte meine Zunge, preßte mir die Kehle wie mit einer eisernen Zange zusammen. Stepans Geschrei durchbohrte meine Brust. Ein kalter Schweiß trat an meinem ganzen Körper hervor; ich fühlte deutlich den Schmerz, den heftigen Schmerz von den Rutenhieben, fühlte ihn am ganzen Leibe und zwar so lebhaft, daß alle meine Muskeln sich unwillkürlich krampfhaft zusammenzogen und bebten, und in der Kehle schluchzte etwas laut auf, daß es in der ganzen Klasse zu hören war. Doch alle waren vor Unruhe derart erstarrt, daß trotz der herrschenden Grabesstille niemand in der Klasse mein Schluchzen vernahm.

Der Lehrer aber stellte die Züchtigung noch immer nicht ein! Der arme Stepan war schon ganz heiser, sein Gesicht war blau angelaufen vor Anstrengung, die Finger umklammerten krampfhaft die Knie des Lehrers, die Füße bäumelten in der Luft, doch das Pfeifen der Rute hörte nicht auf und jeder ihrer Pfiffe, jeder Schlag auf Stepans grobes Leinwandhemd, ließ dreißig Kinderherzen in der Klasse erzittern und preßte sie zusammen, entrang Stepans Brust einen neuen Schmerzens- und Verzweiflungsschrei. Ich weiß schon nicht mehr — ach, ich will mich nicht daran erinnern! — was in diesen schrecklichen Minuten in mir vorging, welche Gefühle meinen Körper durchzuckten, welcher Schmerz meine Gelenke durchdrang, welche Gedanken mir durch den Kopf schossen. Nein doch — es fehlten jegliche Gedanken! Ich saß kalt, wie zu Stein erstarrt, da! Und jetzt noch, nach Verlauf von sechzehn Jahren, scheint es mir, gedenke ich dieser Minute, daß sie mich für lange Zeit betäubt hat, wie ein mit dem Stein versetzter Schlag auf den Scheitel, und daß aus mir, hätte es in meiner Kindheit viele solcher Minuten gegeben, ebensolch ein Tölpel geworden wäre, wie diejenigen, derer wir Hunderte in jeder Elementar-Schule unseres Landes sehen,

wie diese Unglücklichen, körperlich und geistig mißhandelten Kinder, deren Nerven nach und nach durch furchtbare, ekel-erregende Szenen abgestumpft wurden und denen die Lehrerdisciplin angefangen vom sechsjährigen Alter den Kopf wirr gemacht hatte.

Endlich verstummte das Pfeifen der sausenden Rute. Der Lehrer ließ ab von Stepan und jener rollte bewußtlos, entkräftet und abgequält zu Boden. Der Lehrer, rot wie eine Bete, schleuderte die Rute von sich und ließ sich auf den Stuhl nieder, von dem eben Stepan zu Boden gesunken war. Er schöpfte eine Weile Atem, ohne auch nur ein Wort zu sagen. In der ganzen Klasse war es still, leblos und traurig. Man hörte bloß, wie der arme Knabe röchelte und krampfhaft schluchzte.

— Wirst du nicht aufstehen? — zischte der Lehrer, indem er ihm einen Fußtritt versetzte.

Nach einer Minute erhob sich Stepan mühsam und stand da, sich an einer Bank festhaltend.

— Marsch auf den Platz! Jetzt wirst du ein anderes Mal wissen, wie das ist, wenn man einen Bleistift verliert!

Stepan ging auf seinen Platz. In der Klasse wurde es wieder mäuschenstill. Der Rausch schien beim Lehrer etwas nachgelassen zu haben und jetzt ging ihm ein Licht auf, daß er schlecht damit getan, als er den Jungen derart verprügelt hatte. Er wußte, daß es gefährlich war mit Lessjkiw anzubinden. Dieser Gedanke reizte ihn nur noch mehr, er stand auf und begann wortlos und schwer schnaufend in der Klasse auf und ab zu laufen.

— O, ihr Habenichtse! ihr Räuber! — rief er mitten im Laufen, und man wußte nicht, ob das uns, Kindern, oder den abwesenden Jassenitzker Bewohnern galt.

Wieder läuft der Lehrer eine ganze Weile in der Klasse hin und her, wieder schnauft er und brummt sich etwas durch die Nase, wendet sich dann an uns und schreit:

— Nach Hausel

Doch auch dieses sonst so wundertätige Wort, das uns

wenigstens für einen Tag die Befreiung von der Bürde der Schulweisheit verkündete, war jetzt gleichsam zu Tauben gesprochen. Unruhe und Unsicherheit hatten alle Schüler betäubt und sie der Sinne beraubt. Es bedurfte eines wiederholten, noch lauterem Schreis des Lehrers, bis sich endlich alle zum Gebet erhoben.

Als die Schüler nach dem Gebet hinter ihren Bänken hervorkamen und die Klasse zu verlassen begannen, ging das ohne den gewöhnlichen Lärm und ohne Gedränge vor sich; alle bewegten sich langsam und blickten dabei ängstlich auf den Lehrer, der an seinem Tische stand, bis alle Knaben das Zimmer verlassen hatten. Jeder fühlte sich irgendwie zerknirscht. Stepan ging schluchzend und als er schon an der Tür war, blickte er scheu zum Lehrer herüber; jener drohte ihm mit der Faust. Ich ging fast als Letzter und konnte kaum die Beine rühren. Ich fürchtete mich und schämte mich aus irgend einem Grunde so schrecklich, daß ich in jenem Augenblick froh gewesen wäre in die Erde zu versinken. Ich weiß nicht, ob ein Räuber nach verübter Mordtat solch einen Stein auf dem Herzen fühlt, wie ich ihn damals fühlte. Stepan hätte ich aber in jener Minute für keine Reichtümer der Welt angeblickt. Ich stellte mir so lebhaft seine Schmerzen vor, — nein, ich litt nicht weniger als er, — und dazu flüsterte mir noch diese verfluchte innere Stimme immer wieder zu, daß er das alles wegen mir erdulden mußte, daß der Bleistift ihm gehörte! Jawohl, jetzt sagte mir irgend etwas schon ganz ausdrücklich, daß ich da seinen Bleistift gefunden hatte! Und was könnte denn natürlicher erscheinen, als daß ich jetzt auf ihn zugehen und ihm sein Eigentum zurückerstatte sollte! Wie denn anders? Doch nein! Das scheint natürlich, doch für mich, der ich damals vor Furcht, Mitleid und Schamgefühl niedergedrückt war, ward es völlig unmöglich. Und nicht deshalb, weil ich auch jetzt noch den Bleistift für mich selbst behalten wollte, — wo denn! Er lag jetzt wie ein Stein in meinem Sack, sengte von weitem meine Hand — für nichts in der Welt hätte ich ihn jetzt berührt, ihn angeblickt! Wenn mir doch jemand gewaltsam den Schulsack entreißen

und daraus alles ausschütten würde, so daß auch der Bleistift herausfiel und Stepan ihn dann nehmen könnte, — ach, wie hätte ich mich über so einen Zufall gefreut! Doch dies geschah nicht, und den Schülern war es auch nicht danach.

Sobald die Schüler die Klasse und den Schulhof verlassen hatten, umringten sie alle den noch immer schluchzenden Stepan und begannen ihn auszufragen, wie und wo er seinen Bleistift verloren, was das für ein Bleistift war; einige schimpften laut über den Lehrer, andere bemitleideten Stepan und rieten ihm, er solle sich unbedingt bei seinem Vater beklagen.

— We-e-eiß i-ich 's denn, wo ich ihn ver-lo-o-oren habe? — schluchzte Stepan. — Was wird mir, jetzt Va-a-ater sagen! Nur vorge-e-estern hat er ihn mir in der Stadt gekauft, und i-ich habe ihn ver-lo-o-ren. O weh, o weh! — brach der arme Knabe wieder in Tränen aus, denn er fürchtete sich vor dem Vater nicht minder als vor dem Lehrer.

— Weine doch nicht, du Dummerjan, sei nicht bange, — trösteten ihn die Knaben, obwohl keiner von ihnen in Stepan's Haut stecken wollte.

— Ja, ja, weine nicht! — antwortete Stepan traurig. — Er wird mich doch wegen dem Bleistift totscla-a-agen! Sechs Kreu-eu-zer, sagt er, hat er für ihn in der Stadt bezahlt... Und wenn du mir den irgendwo verlierst, sagt er, da gehört dir deine Haut nicht mehr.... O weh, o weh!...

Ich konnte das nicht mit anhören. Jedes von Stepan's Worten stach mich wie eine Distel. Ich lief schnell nach Hause, am ganzen Leibe zitternd, blaß und ganz von Atem gekommen.

— O, du hast dich schon gewiß irgendwo mit den Jungen herumgeschlagen! — rief mir meine Tante zu, als ich die Stube betrat. — Du kommst ja ganz außer Atem, wie ein Jagdhund, gelaufen! O du Tunichtgut, du Range, du ungeratener Schlingel!

Die Tante war noch ein junges Mädchen von etwa 20 Jahren. Sie war „sehr gut“, wenn man das von einer Zunge

sagen konnte, die nie „ihr Brot umsonst aß“ und der es nie an Worten gebrach.

Ich hing den Schulsack an den Nagel und machte mich an das Essen, ohne ein Wort zu sagen. Nachdem ich gegessen, setzte ich mich an den Tisch und nahm ein Buch, nicht um die Aufgaben für morgen zu lernen — wo sollte ich jetzt an das Lernen denken! Ich saß über dem Buche wie ein Holzklotz und las zum hundertsten Mal immer ein und dieselben Worte, ohne zu verstehen, was ich lese und um was es sich handelt. Ich gab mir Mühe an Stepan, an den Lehrer, an den alten Lessjkiw nicht zu denken, doch ihre Gesichter drängten sich mir immer wieder auf, ließen mich vor Kälte erschauern, quälten und regten auf, just wie den Sünder — Erinnerungen an einst begangene Missetaten. Ich wünschte so heiß, daß der Abend hereinbrechen, doch der Abend wollte nicht kommen, als wäre er behext. Ich scheute mich nach dem Sack mit dem Bleistift zu blicken, als wäre das kein Sack, sondern eine gruselige Höhle, kein Bleistift — sondern irgend ein Ungetüm!

Wie ich mich abquälte, bis der Abend kam, — darüber werde ich nicht erzählen. Welch schreckliche Träume mir des Nachts träumten, wie ich schrie, wie ich flüchtete, mich verbarg, wie Eidechsen mit spitzer Schnauze und großer Aufschrift „Mittel“ auf dem Rückgrat mir nachliefen und nachflogen, wie mich Dornen mit gelber glänzender Rinde und sechskantigen, am Ende gespitzten Enden stachen, — das soll ebenfalls im Brunnen der Vergessenheit versinken. Es genügt, daß ich frühmorgens wie zerschlagen oder abgebrüht aufstand und daß die Tante mich überdies noch schimpfte, weil ich mich die ganze Nacht hindurch auf meinem Lager hin und her geworfen und gewimmert hatte, so daß sie nicht einschlafen konnte.

Früh am Morgen, noch bevor ich mich in die Schule begab, kommt mein Onkel aus dem Dorfe, zieht die dicken Filzhandschuhe aus und beginnt allerlei Dorfneuigkeiten zu erzählen.

— Und weshalb hat der Lehrer gestern Lessjkiws Stepan

geschlagen? — fragte mich plötzlich der Onkel. Diese Frage verursachte mir einen gewaltigen Schreck, als hätte mich jemand mit kochendem Wasser begossen.

— Er... er... sagte, daß wegen... wegen irgend... einem....

— Was ist denn los, du verstehst wohl nicht zu sprechen? — mischte sich die Tante ein. — Nun, was ist denn mit dem Stepan passiert? — fragte sie beim Onkel.

— Nun, der Lehrer hat ihn gestern wegen irgend einem Bleistift so verdroschen, daß er halbtot nach Hause angekrochen kam.

— Was war's denn für ein Bleistift?

— Der Vater hat ihm am Montag einen Bleistift gekauft und er hat ihn gestern verloren! Der Lehrer war besoffen und begann halt den Jungen zu hauen, als ob er daran schuld wäre. Hört ihr's, der arme Junge konnte kaum nach Hause gelangen. Und dazu kommt er noch und erzählt, und der alte Bär wird ganz rasend und beginnt auch das Kind zu hauen! Er packte ihn an den Haaren, warf ihn zu Boden und schlug mit den Stiefelabsätzen auf ihn los... Du lieber Gott! Die Alte weint und schreit, der Junge wird ohnmächtig, und nur mit Mühe und Not kommt er wieder zu sich, und jetzt liegt er, wie man sagt, und kann sich nicht rühren! Wie kommt einer nur dazu, ein Kind so zu quälen....!

Der Onkel hatte noch nicht beendet, als ich in lautes Weinen ausbrach und seine Erzählung unterbrach.

— Was fehlt dir denn? — fragte der verwunderte Onkel.

— Bist wohl übergeschnappt, Junge, oder was sonst? — rief die Tante.

— Ich... ich... ich... — stotterte ich weinend, doch die Tränen ließen mich nicht weiter sprechen.

— Nun, was ist's denn, so sag's mir doch! — sprach der Onkel weich.

— Ich... habe Stepans Bleistift... gefunden.

— Gefunden? Wo? Wann?

— Gestern, vor der Schule, im Schnee, — sagte ich schon ein wenig ungezwungener.

— Nun, und warum hast du ihn denn nicht dem Stepan abgegeben?

— Ich wußte nicht, daß es sein Bleistift ist, und er fragte auch nicht danach.

— Und später, nach der Schule?

— Ich... ich hatte Angst...

— Du hattest Angst? Ja, vor welchem Teufel denn? — fragte die Tante, doch ich erwiderte nichts auf diese Frage.

— Nun, und wo ist denn dieser Bleistift?

— Im Schulsack.

Der Onkel tat einen Blick in den Schulsack und holte den verhängnisvollen Bleistift heraus. Ich wagte ihn nicht anzublicken.

— Seht doch nur, ihr lieben Leute, und wegen solch einer Kleinigkeit hat man den Knaben so verdroschen! Mag sie doch alle miteinander der Teufel holen!

Der Onkel spie aus und verließ das Haus, den Bleistift aber nahm er mit sich. Die Tante jagte mich zur Schule. Unterwegs schluchzte ich noch immer und die Tränen strömten unwillkürlich über mein Gesicht, obwohl es mir bedeutend leichter ums Herz war.

An diesem Tage und die ganze folgende Woche kam Stepan nicht in die Schule, er lag krank zu Bett. Doch in der darauffolgenden Woche erkrankte plötzlich auch der Lehrer; mein Onkel meinte, daß ihn der alte Lessjkiw wohl tüchtig verdroschen haben mußte. Ob dem so war, oder nicht, — das erfuhr ich nicht, es genügt, daß ich Stepan ganze zwei Wochen lang nicht wiedersah. O, wie ich mich jetzt vor der Begegnung mit ihm fürchtete! Wie oft sah ich in beängstigenden Träumen sein liebes sanftes Gesicht, das blau angelaufen von den Schlägen, abgequält und abgemagert war, — wie vorwurfsvoll mich seine gutmütigen grauen Augen anblickten! Doch als wir uns wiedersahen, als ich seine Stimme hörte, schienen alle Qualen, die ganze Unruhe der durchlebten Tage in meiner Seele mit einemmale aufgelebt — doch nur für eine Minute. Stepan war jetzt schon gesund und ebenso lustig wie früher, er redete mich gutmütig an, als

sei zwischen uns nichts vorgefallen; der Bleistift wurde gar nicht erwähnt. Ob er wußte, daß ich seinen Bleistift behalten hatte und die Ursache seiner Qualen war? Ich weiß es nicht. Es genügt, daß wir auch später nie über den Bleistift gesprochen haben.

SCHÖNSCHREIBEN

In der geräumigen zweiten Klasse der Normalschule der Brüder Basilianer* in Drohobitsch ist es so still, daß man dort Mohn säen könnte. Die Kalligraphiestunde naht, die allen nicht so wegen des Faches selbst, wie wegen der Person des Lehrers Furcht einjagt. In der Basilianerschule unterrichten die Brüder in allen Fächern selbst und nur für den Unterricht im Schönschreiben haben sie einen weltlichen Menschen angestellt, irgend einen gewesenen Ökonomen oder Aufseher, den Pan Waljko. Dem Pan Waljko scheint es noch immer, er sei Ökonom; obwohl er jetzt keine Gelegenheit hat mit der Peitsche herumzuspazieren, verschmäht er jedoch auch den Rohrstock nicht und unterläßt es nie entsprechenden Gebrauch davon zu machen. Es ist ganz klar, daß die Kinder, auch nur für eine Stunde der Gewalt eines solchen Lehrers preisgegeben, schon im voraus zittern, und daß das „Schönschreiben“ für sie die größte Qual ist.

Nur der kleine Miron sitzt ruhig, fast lustig auf der Bank. Er wundert sich, weshalb es in der Klasse mit einmal so still wurde, als ein Wagehals, den man zwecks Auskundschaftung in den Korridor gesandt hatte, in die Klasse gestürzt kam und schrie: „Waljko ist gekommen!“

Im selben Augenblick wurde es still in der Klasse. Der kleine Miron kennt den Pan Waljko noch nicht. Er ist eben

* Orden der Mönche — Basilianer.

aus der Dorfschule gekommen, der Vater hat ihn in die zweite Normalklasse bei den Brüdern Basilianern eingeschrieben und heute ist die erste Schönschreibestunde. Und obwohl er in der Dorfschule im Schreiben sehr schwach war und es nicht einmal verstand die Feder richtig in die Hand zu nehmen oder auch nur einen Strich gerade zu ziehen, — so war er dennoch ein Kind; er konnte sich nicht im voraus darüber grämen, was er noch nicht kannte. Er wunderte sich, weshalb es plötzlich so still geworden war, wagte jedoch nicht seine Nachbarn nach dem Grund zu fragen — er war doch mit ihnen bisher sehr wenig bekannt. Übrigens kümmerte ihn das herzlich wenig. Mitten in dieser Stille, die für die anderen furchtbar und gewitterschwül war, gab er sich um so ungestörter seiner Lieblingsbeschäftigung hin — den Gedanken über sein Heimatdorf. Man konnte nicht sagen, daß er an Heimweh litt: er wußte, daß er jeden Montag Vater und Mutter sehen werde. Er sann nur darüber, wie schön das sein wird, wenn er einmal im Sommer nach Hause kommt, wie er wieder frei auf den Weideplätzen umherlaufen, am Bächlein sitzen oder Fische angeln wird; das waren eher frohe, lichte, vielverheißende und keineswegs trübe, traurige Gedanken. Der kleine Miron vertiefte sich freudig in diese üppige Schönheit der Natur, die in seiner Phantasie inmitten der grauen kalten Mauern der Basilianerschule erblühte und dachte nicht an die Drohung, die für die Klasse herannahte.

— Du, weshalb legst du denn dein Schreibheft nicht zurecht? — fragte bei Miron leise einer der Nachbarn, indem er ihm einen Rippenstoß versetzte.

— Was? — antwortete Miron, aus seinem goldenen Traume aufgeschreckt.

— Lege das Schreibheft zurecht! — wiederholte der Kamerad und zeigte Miron, wie man nach den Vorschriften des Pans Waljko Heft, Tintenfaß und Feder für die Stunde vorbereiten müsse.

— Er kommt schon, er kommt schon! — raunte es durch die Klasse wie beim Herannahen irgend eines grausamen Herr-

schers, als im Korridor die Schritte des Kalligraphielehrers erschallten. Bald darauf ging die Klassentür auf und Waljko trat ein. Miron musterte ihn. Der Lehrer sah aber durchaus keinem Herrscher ähnlich. Das war ein Mann von mittlerem Wuchs, mit kurzgeschorenem Haar auf dem runden Hammelkopf, mit einem rotblonden kurzen Schnurrbart und spitzem Rotbart. Sein breites Gesicht und die breiten, stark entwickelten Backenknochen nebst den großen seitwärts hervorstehenden Ohren verliehen ihm einen Ausdruck von stumpfem Starrsinn und Wollust. Die kleinen Froschaugen saßen tief in den Augenhöhlen und funkelten boshaft und feindselig.

— Nun! — rief er streng, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, und schwenkte seinen biegsamen Rohrstock. Und von diesem Schrei senkten sich die Köpfe der fünfundachtzig Schüler über den blau- und rotlinierten Schreibheften, wie sich an einem trüben Sommertage die Roggenähren vor dem Winde neigen. Die Feder erzitterte in der Hand eines jeden Schülers. Nur der kleine Miron, der Waljkos Charakter noch nicht kannte, saß, das Gesicht der Klasse zugewandt, und musterte den neuen Lehrer.

— Und was machst du? — fuhr ihn Waljko wütend an und kam direkt auf ihn zu.

Der kleine Miron erstarrte vor plötzlichem Schreck. Instinktiv wandte er sich um und brachte seinen Körper in dieselbe Stellung, in der seine Kameraden schon eine Minute zitternd verweilten.

Waljko ergriff die Kreide, trat an die Tafel und begann weit ausholend zu schreiben. Zuerst schrieb er nur Buchstaben; kleine und große, Selbstlaute und Konsonanten, übrigens ohne irgend welche Bedeutung. Dann ging er jedoch zu einzelnen Worten über und zum Schluß auch zu ganzen Sätzen, wie z. B.: „Gott hat die Welt geschaffen“, „Der Mensch hat zwei Hände“, „Die Erde ist unsere Mutter“. Als er auf diese Weise seine Weisheit erschöpft hatte, indem er seine Kenntniss im Schönschreiben in zahlreichen Schnörkeln und unendlich langen und geraden wurstähnlichen Schwänzen vollends offenbarte, legte Waljko die Kreide hin, trat einen Schritt

zurück, blickte nochmals wohlgefällig auf die beschriebene Tafel, wandte sich dann der zitternden Klasse zu und rief:
— Schreiben!

Seine wissenschaftliche Tätigkeit war in diesem Augenblick glücklich zu Ende, — jetzt begann die Tätigkeit des Ökonomen. Um dies anschaulich zu zeigen, schüttelte er heftig die Finger, um von ihnen den gelehrten Kreidestaub zu entfernen, und nahm statt ihrer seinen Rohrstock zur Hand. Wie ein Adler, der von einem Berge aus seine Beute verfolgt, so schaute auch er sich in der Klasse um, stieg vom Podium herab und begann seinen Rundgang.

Der erste, auf den das böse Schicksal seine Aufmerksamkeit lenkte, war irgendein kleiner, schwacher und sehr eingeschüchterter Schüler, Schweißbedeckt, über sein Heft gebeugt, arbeitete er aus Leibeskräften, um die Feder in den zitternden Fingern festzuhalten, schaute allaugenblicklich auf die Tafel, bemüht, auf dem Papier dieselben Schnörkel, Häkchen und Würste zu zeichnen, wie sie die kunstfertige Hand des Ökonomen an der Tafel gezeichnet. Aber o weh! seine Hand zitterte, die Schnörkel, Häkchen und Würste gerieten schlecht, krumm und schief, — die ungehorsame Feder drehte sich immerfort zwischen den Fingern, knirschte, spritzte, als wenn sie sich ärgern würde und sich so schnell wie möglich freimachen wollte.

Waljko stellte sich neben ihm hin, wie der Henker über einer Armesünderseele, und begann, boshaft lächelnd und ohne ein Wort zu sagen, seine Arbeit zu betrachten. Der arme Junge ahnte Unheil und verlor jegliche Gewalt über seine Hand und die unfügsame Feder.

— So schreibst du also? — zischte Waljko gedehnt, doch um so schneller piff sein Rohrstock in der Luft und sauste schlängelnd auf die Schultern des armen Buben nieder.

— O, o, o! — wimmerte er, doch verstummte sofort, als er dem drohenden Schlangenblick des Lehrers begegnete.

— Du kannst nicht besser schreiben? — fragte Waljko.

— Ich kann, ich kann! — stammelte der Knabe, ohne selber zu wissen, was er stammelt.

Der Lehrer-Ökonom glaubte vielleicht wirklich, daß der Junge besser zu schreiben versteht und sich nur ihm zum Trotz oder auch aus großer Liebe zu seinem Rohrstock schlecht zu schreiben bemüht.

— Nun, so paß dann auf! — und Waljko ging weiter, ohne sich zu überzeugen, welche erquickliche Früchte seine eingehende Lehre gebracht hat. Übrigens waren ihm diese Früchte gleichgültig, er war jetzt nur Ökonom und nichts weiter. Seine Blicke wandten sich alsdann nach einer anderen Seite und erspähten in einer anderen Ecke der Klasse ein neues Opfer. Dort saß ein jüdischer Knabe, der nach alter Gewohnheit in der Richtung von rechts nach links schrieb und sich bemühte, Waljkos Schnörkel von der rechten Hand zur linken, vom Ende der Zeile zum Anfang zu ziehen. Eine Zeile hatte er bereits auf diese Weise glücklich beendet und gerade die zweite mit den Worten „Gott hat“... begonnen. Die fertiggeschriebene Zeile sah wie es sich gehört aus, doch die neue, die noch nicht fertig und vom Ende begonnen war, fiel Waljko auf.

— Und wie schreibst du, Moische? — schrie er und sprang auf den Knaben zu.

Waljko nannte alle Juden in der Klasse „Moische“, wenn es nur nicht Söhne der städtischen Reichen, der „angesehenen Leute“ waren, vor denen er großen Respekt hatte. Als der Knabe, welcher Jonas Turkeltaub hieß, diesen Ausruf hörte und den heraneilenden Feind sah, duckte er sich und schrumpfte zusammen, wie eine Schnecke, die sich in ihr Häuschen verkriecht, und gab das Schreiben auf.

— Ha-ha-ha! — gröhnte Waljko, sein Schreiben genauer betrachtend.

— Herr Lehrer... — begann der Knabe stockend.

— Komm her!

Und ohne abzuwarten, bis Jonas hinter seiner Bank hervorkam, nahm er ihn am Ohr und zog ihn in die Mitte der Klasse.

Beim Anblick des armen Jonas, der vor Furcht zusammengeschrumpft, zitternd und schweißgebadet dastand, lachte die

ganze Klasse laut auf, obwohl jeder um sich selbst zitterte und bebte. Doch so ist schon die Kraft der Bedrückung eines Tyrannen, daß ein Lächeln desselben genügt, damit alle in seiner Gewalt stehenden lachen, ohne sich darüber Rechenschaft abzugeben, daß sie eigentlich über ihr eigenes Unglück lachen.

— Marsch an die Tafel! Nun schreibe!

Waljko wischte eigenhändig einen Teil des von ihm Geschriebenen weg und drückte Jonas die Kreide in die Hand. Der Knabe begann, nach seiner Gewohnheit, von rechts nach links zu schreiben. Wieder johlte die Klasse, auch Waljko lächelte, doch sein Gesicht verfinsterte sich sofort und er wandte sich zu der letzten Bank, wo die größten und stärksten Jungen saßen, und rief:

— Na, gebt ihm mal tüchtig!

Der Knabe erzitterte am ganzen Leibe und stammelte irgend etwas, doch zwei Kameraden — zwei Raufbolde — eilten rasch herbei und führten ihn auf das Podium. In der Klasse wurde es still. Die eben lachenden Gesichter wurden blaß und Jonkas schmerzvolles Wimmern hallte inmitten der Steinmauern des Basilianer Klosters wider.

— Nun hat er genug! — sagte Waljko und Jonka begab sich schluchzend zu seinem Platz.

Nachdem Waljko dieses hochpädagogische Verfahren beendet hatte, nahm er wieder seinen Rundgang durch die Klasse auf und die Schläge seines Rohrstocks prasselten wieder auf Händen und Schultern der armen Jungen nieder.

Welchen Eindruck dieser ganze Unterricht auf Miron machte, ist schwer zu sagen. Er zitterte in einem fort wie im Fieber, in seinen Ohren rauschte es seltsam und vor seinen Augen wirbelte alles wie während eines Sturmes. Es dünkte ihm, daß dieser Sturm auch ihn nicht verschonen, daß jeder Hieb des furchtbaren Lehrers auf ihn fallen werde. Die geschriebenen Worte und Zeilen sprangen vor seinen Augen herum, blähten sich auf und verwirrten sich, sahen noch häßlicher aus, als sie es wirklich waren. Er wußte selbst nicht, wann er zu schreiben aufhörte — ein grauer Schleier hing vor seinen Augen.

— So schreibst du also? — rief Waljko über seinem Kopfe.

Miron zuckte zusammen, ergriff die Feder, tauchte sie in die Tinte und zog sie über das Papier, als wenn er einen Auerochsen bei den Hörnern ziehen würde.

— Weißt du denn nicht, wie man eine Feder halten muß?

— Ich weiß nicht! — flüsterte Miron.

— Was? — brüllte Waljko. — Habe ich es dir denn nicht schon zehnmal gezeigt?

Miron sah Waljko verwundert ins wütende Gesicht. Doch anstatt einer Antwort schlug Waljko den Knaben mit geballter Faust ins Gesicht. Der kleine Miron sank zusammen, fiel auf die Bank und von der Bank auf die Diele. Blut überströmte sein Gesicht.

— Hebt ihn auf! — schrie Waljko. Von der hintersten Bank kamen zwei Schüler herbeigesprungen, — dieselben, die vorhin Jonka geprügelt hatten, und richteten den ohnmächtigen Miron auf. Er konnte seinen Kopf nicht halten und dieser hing wie bei einem Toten herab.

— Lauft Wasser holen! — erteilte Waljko weiter das Kommando und sah Miron nochmals an.

— Was ist das für ein Junge? — fragte er.

— Miron, — antwortete der „Zensor“, der Älteste und Stärkste in der ganzen Klasse, den die Mönche zum Ältesten über den Kameraden ernannt hatten.

— Wer ist er denn? — forschte Waljko weiter.

— Der Sohn eines Bauers aus N...

— Ein Bauernsohn! Pfui, Teufel, was haben diese Knechte hier zu suchen! — brummte Waljko. Es wurde ihm leichter ums Herz. Vorhin hatte er sich schon wegen seiner Handlung ein klein wenig Sorge gemacht, aber der Sohn eines gemeinen Bauers — den konnte man schlagen und beleidigen so viel man wollte, niemand wird sich um einen Bauernsohn kümmern.

Waljko hatte sich in seiner Voraussetzung nicht geirrt. Niemand kümmerte sich weiter um den Bauernsohn. Das unmenschliche Benehmen des Lehrers-Ökonomen lief ihm glatt ab, ebenso wie auch seine vielen anderen unmenschli-

chen Handlungen. Nur im Herzen des Bauernsohnes ging es nicht spurlos vorbei, sondern wurde zum ersten Samen der Empörung, der Verachtung und der ewigen Feindseligkeit gegen jegliche Unterdrückung und Tyrannei.

ANS LICHT

(*Erzählung eines Häftlings*)

Er saß schon zum sechstenmal hinter Schloß und Riegel und kannte die gesamte Arrestantenpraxis, und die Geschichte fast einer jeden Zelle: wer drin saß und wofür, für wie lange er verurteilt war, wie man früher, wie man jetzt mit den Häftlingen umging usw. Das war tatsächlich die lebendige Geschichte des Arrestantenlebens. Die Aufseher hielten ihn für einen unverbesserlichen Händelsucher und ließen es ihn fühlen, indem sie ihm häufig Disziplinarstrafen auferlegten. Doch er beruhigte sich nicht und explodierte wie Pulver, sobald er sah, daß irgend etwas nicht so gemacht wurde, wie es gemacht werden sollte, daß man den Verhafteten in irgendwelcher Hinsicht Unrecht tat.

Besonders oft hatte er Wortgefechte mit dem Posten, der unter den Fenstern des Gefängnisses auf und ab geht und aufzupassen hat, daß die Verhafteten nicht zum Fenster hinausblicken und nicht miteinander sprechen. Einige Male drohte ihm der Posten, er werde schießen, wenn er nicht von dem Fenster zurücktrete, doch er saß ruhig da, ohne etwas zu sagen, und nur als der Soldat mit dem Hahne seines Gewehrs zu klappern begann, sprang er vom Fenster herunter und schrie:

— Na, na, ich weiß doch, daß du nicht schießen darfst!

— Woher wissen Sie denn das? — fragte ich ihn einmal.

— Wieso denn — woher ich das weiß? Ich bin doch selbst Zeuge gewesen, habe es selbst gesehen!

— Was haben Sie gesehen?

— Ach, das ist eine lange Geschichte, nach der man den Wachposten zu schießen verbot! Ich werde sie Ihnen lieber erzählen, soll sich da dieser arme Rekrut nicht aufregen. Ist ja auch ein Unglückskerl — muß eben alles machen, was ihm befohlen wird.

— Es sind wohl zwei Jahre her, — begann er, — gerade zwei Jahre. Ich saß damals auch in diesem selben Loch da, in Untersuchungshaft. Wir waren nur zwei in der Zelle — ich und noch irgend ein Herrchen, Shurkowski war sein Name. Was das für einer war und wofür er hierher geriet — dessen entsinne ich mich schon nicht mehr.

Eines Abends, nach dem abendlichen Rundgang — wir hatten uns bereits ausgekleidet und zur Ruhe gelegt, — hören wir plötzlich die Schritte des Kerkermeisters und das laute Gerassel der Schlüssel. Endlich schloß er die Tür auf; seine Laterne warf eine gelbe Lichtgarbe ins Zimmer und in diesem Lichtschein erblickten wir eine zusammengekrümmte halbnackte magere Gestalt. Er stieß sie in die Zelle, denn augenscheinlich konnte sie sich selbst nicht schnell genug bewegen.

— Da hast du Decke und Bettuch, — schrie er und warf diese Gegenstände der Gestalt auf den Kopf, wodurch er sie fast bis zum Boden niederdrückte. — Lege dich hin und schlafe! Eine Schüssel kriegst du morgen.

Nach diesen Worten verschloß der Kerkermeister die Tür und entfernte sich. In der Zelle wurde es stockfinster wie in einem Keller und still wie im Grabe. Nur ab und zu hören wir, als wenn jemand Fleisch auf dem Tische hacken würde — das war unser neuer Genosse, der mit den Zähnen klapperte. Sehen Sie, es war schon Spätherbst und so eine Kälte, garnicht zu sagen.

— Was bist du für ein Kerl? — fragte ich den erstarrten Genossen, ohne vom Bette aufzustehen.

Ich hatte mich bereits erwärmt und hatte keine Lust aufzustehen, in der Zelle war es aber ziemlich kalt, denn das Fenster mußte wegen der muffigen Luft Tag und Nacht offen stehen.

Unser Genosse schweigt, klappert nur noch lauter mit den Zähnen und mitten durch dieses Geklapper hört man abgebrochenes Schluchzen. Der Bursche tat mir leid, denn ich hatte schon begriffen, daß das irgendein ganz grüner Neuling war. Darum stand ich auf und machte ihm tastend sein Lager zurecht.

— Nun, nun, — sage ich, — sei still, weine nicht! Kleide dich aus und leg' dich schlafen.

— Ich... Ich... kann nicht, — stammelte er kaum hörbar.

— Warum?

— Weil... weil ich ganz erfroren bin...

Ich kam auf ihn zu, er war ganz wie zu Stein erstarrt, konnte weder Hand noch Fuß rühren. Auf welche Weise er in die Zelle gelangt war, das verstehe ich nicht. Auch das Herrlein war aufgestanden; wir nahmen ihm die Lumpen ab, entkleideten ihn gänzlich, rieben ihn tüchtig ab, hüllten ihn in Bettuch und Decken und brachten ihn zu Bett. Nach etwa einer Viertelstunde höre ich — er seufzt und regt sich.

— Nun, ist dir besser? — fragte ich.

— Ja.

— Kannst du schon Hände und Füße rühren?

— Noch nicht ganz, aber schon besser.

— Woher kommst du?

— Aus Smerekow.

— Da hat dich sicher der Gendarm hierhergebracht?

— Freilich! Er trieb mich heute vom frühen Morgen bei dem Frost fast nackt und barfuß hierher. Zehnmal fiel ich unterwegs zu Boden, denn ich konnte nicht gehen. Er schlug mich mit dem Riemen, da mußte ich halt weiter. Nur in der Schenke in Sboiski ruhten wir ein bißchen aus, ein Jude gab mir Schnaps.

— Wie heißt du denn?

— Jossjka Stern.

— Aha! Du bist also auch ein Jude?

— Freilich... ein Jude.

— Hol dich der Teufel! Du hättest mich totschiessen

können, wenn ich' nach deiner Aussprache erkannt hätte, daß du ein Jude bist, so gut sprichst du unsere Sprache!

— Nun, Herr, ich bin' ja im Dorfe, unter Bauern aufgewachsen. Ich war Hirt.

— Wie alt bist du?

— Sechzehn.

— Weshalb hat man dich denn hierher ins Gefängnis geschleppt?

— O Herr, ich weiß es nicht! Der Gendarm sagte, daß mein Wirt mich wegen Einbruchsdiebstahl verklagt habe, aber ich habe nichts gestohlen. Nur meine Papiere, nur meine Papiere!

Und er begann zu schluchzen und zu heulen wie ein Kind.

— Nun, nun sei still, du Dummkopf! Du wirst das alles morgen dem Richter erzählen, mich geht das gar nicht an. Schlafe jetzt.

— O Herr, der Gendarm sagte, daß man mich dafür erhängen werde! — jammerte Jossjka.

— Bist wohl übergeschnappt, du Dummerjan! — schrie ich ihn an. — Pfeife darauf! Wo hast du es denn gehört, daß man einen für solche Kleinigkeiten erhängt?

— Und mein Wirt sagte, daß man mich für zehn Jahre ins Gefängnis sperren werde.

— Nun, nun, gräm dich nicht! — sagte ich. — Das wird sich schon alles finden. Schlafe nur jetzt, und morgen, wenn's Tag wird, werden wir reden!

Wir verstummten und bald darauf schnarchte ich bereits. Das einzig Wahre im Gefängnis ist, daß ich da wie ein Hase im Kohle schlafe.

Erst am nächsten Tage konnten wir uns den Neuling genau ansehen und in ihm den Juden erkennen. Gestern aber, als wir ihn im Dunkeln abrieben und nur seine Worte hörten, konnte uns das gar nicht einfallen! Auch er begann sich ängstlich, wie ein aufgeschrecktes Eichhörnchen, im Zimmer umzuschauen. Er war aufgesprungen, als wir noch im Bette lagen, wusch sich, machte sein Bett, setzte sich am Ende desselben und schwieg dann, als wäre er behext.

— Du bist wohl hungrig?— fragte ich ihn.

Er schweigt, kauert sich aber nur noch mehr zusammen.

— Hast du gestern was gegessen?— fragt ihn mein Zellennachbar.

— Ja... gestern... als der Gendarm mich fortführen sollte, gab mir die Frau des Dorfältesten ein wenig Kohlsuppe und ein Stückchen Brot.

— Aha, jetzt wissen wir schon!— lächelte Shurkowski.

Er gab dem Jungen ein großes Stück Brot und ein gestriges Kotelett zum Frühstück. Der Ärmste erzitterte am ganzen Leibe. Er wollte irgendwie danken, doch nur Tränen umflorten seinen Blick.

Und sehen Sie, in diesem Jungen war noch etwas ganz Unerwartetes. Er war still, gehorsam und schweigsam, doch wenn man ihm bloß sagte, er solle etwas tun, da schnellte er auch schon wie ein Funke in die Höhe. In seinem ganzen Benehmen war etwas derart Natürliches, Bäuerliches. Wenn es nichts zu tun gab— und was für Arbeit gab's denn bei uns in der Zelle?— saß er gerne schweigend in der Ecke, zusammengekauert, die Knie mit den Händen umspannt und das Kinn auf die Knie gestützt. Nur seine Augen glänzten aus der dunklen Ecke, wie bei einem neugierigen Mäuschen.

— Nun, sage uns doch, was hast du denn für einen furchtbaren Raub begangen, daß der Gendarm dir dafür mit dem Galgen drohte?— fragte ihn einmal mein Zellengenosse, als wir schon sahen, daß Jossjka sich etwas beruhigt hatte und heimischer geworden war.

— O Herr,— sagte Jossjka, am ganzen Leibe zitternd,— da wäre lange zu erzählen und wenig zu hören. Das ist eine sehr böse Geschichte.

— Nun, nun erzähle doch, wir werden zuhören. Sowieso haben wir hier nichts Gescheiteres zu tun, da kann man auch böse Geschichten anhören.

— Ich wuchs bei Moschko, einem Pächter in Smerekow, auf,— begann Jossjka.— Anfangs spielte ich zusammen mit seinen Kindern und nannte Moschko „Vater“ und seine Frau „Mutter“. Ich dachte, sie seien meine Eltern.

Doch bald merkte ich, daß Moschko seinen Kindern schöne Pekeschen nähen läßt und seine Frau ihnen jeden Freitag weiße Hemden gibt, während ich stets schmutzig und abgerissen war.

Als ich sieben Jahre alt wurde, befahl man mir die Gänse zu hüten, damit sie sich nicht auf fremdem Acker verwirren. Moschkos Frau fragte nicht danach, ob es kalt war, ob es regnete oder heiß war, sondern jagte mich aus dem Hause auf den Weideplatz, dabei gab sie mir immer weniger und weniger zu essen.

Ich litt Hunger, weinte gar manchmal auf der Viehweide, aber all dies half nichts. Die Dorfjungen waren besser zu mir. Sie gaben mir Brot, Käse, nahmen mich als ihren Spielgefährten auf.

Ich gewöhnte mich an sie und begann ihnen später beim Weiden der Gänse zu helfen. Für mein Alter war ich stark und geschickt, und die Dorfwirtinnen vertrauten mir bald ihre Gänse und später auch die Kälber an, als ihre Kinder in die Schule gehen mußten. Dafür bekam ich von ihnen Brot, warmes Essen und manchmal, an Feiertagen, auch ein paar Kupfermünzen. Moschkos Frau war sehr geizig und freute sich, daß ich zu Hause nicht zu essen bat. Doch als Moschkos Kinder erfuhren, daß ich alle Bauernspeisen esse, begannen sie mich „unrein“ zu nennen, mich zu schimpfen und zu meiden. Zuerst störte mich das nicht, doch bald empfand ich diese Feindseligkeit sehr schmerzlich.

Moschko nahm für seine Kinder einen Lehrer, damit er sie lesen und schreiben lehre. Das war im Winter und ich hatte freie Zeit. Als ich mich aber den Knaben näherte, um auch zu lernen, begannen die Jungen zu schreien, stießen und kniffen mich, und erklärten schließlich der Mutter heulend, daß sie mit einem Unreinen nicht zusammen lernen werden.

Ich sah, daß Moschkos Frau sie selbst dazu veranlaßt hatte, denn diese Hexe hatte mich, wenngleich ich auch nicht weiß wofür. Als die Kinder jetzt das Geschrei erhoben, kam sie herbeigelaufen und jagte mich aus der Stube mit den

Worten, daß die Wissenschaft nicht für mich sei, daß sie arm seien und keine Mittel hätten, um einem Bettler Lehrer zu halten.

Ich weinte, doch was war da zu machen? Ich ging öfters ins Dorf, spielte mit den Dorfkindern oder sah zu, wie die Erwachsenen sich an Fahren, Schlitten, oder allerhand Werkzeugen zu schaffen machten. Häufig liefen wir in einer ganzen Schar zum Schmied, dessen Schmiede am Dorfrande stand, und sahen dort stundenlang der Arbeit zu. Da ich aber der allerstärkste unter den Jungen war, hieß mich der Schmied häufig entweder den Blasebalg blasen, mit dem Hammer schlagen, oder den Schleifstein drehen. Wie glücklich ich da war! Wie heiß war mein Wunsch, wenn die Wissenschaft schon einmal nicht für mich bestimmt war, wenigstens irgend ein Handwerk zu kennen!

Im Frühjahr kehrte ich wieder auf den Weideplatz zu den Gänsen und Kälbern zurück, die Moschko in den umliegenden Dörfern aufkaufte und, nachdem er ihrer genug hatte, nach Lemberg zum Verkauf beförderte. Die Vielweide von Smerekow ist groß, an manchen Stellen mit Sträuchern bewachsen, da brauchte ich eben nicht allzu viel zu laufen. Ich setzte mich gewöhnlich auf irgend einem kleinen Hügel hin, wetzte mein Messer und begann zu hobeln, zu schnitzen, allerhand Dinge aus Holz anzufertigen, — zuerst kleine Leitern, Pflüge und Eggen, später Vogelbauer, Windmühlen und kleine Mühlen. Nach einem Jahre war ich bereits solch ein Meister, daß alle Dorfjungen sehr weit hinter mir zurückstanden. Ich begann Klappern und knurrende Vogelscheuchen herzustellen, um die Spatzen aus den Weizen-, Hirse- und Hanffeldern zu vertreiben und verkaufte sie zu 10 Kopeken das Paar. In kurzer Zeit hatte ich so viel verdient, daß ich mir etliche Tischlerwerkzeuge leisten konnte: Meißel, Bohrer usw. Ich machte mich an immer größere Arbeiten, denn ich hatte große Lust dazu. Was ich nur sah wollte ich gleich anfertigen. Im Winter saß ich tagelang bald beim Tischler, bald beim Schmied, half ihnen und gewöhnte mich an ihre Arbeit. Ich war schon sechzehn Jahre alt, doch

Moschko fiel es gar nicht ein, irgend etwas mit mir anzufangen, — er hatte aus mir einen Hirten gemacht, alles andere war ihm gleichgültig.

Ich weiß sogar nicht, wer mein Vater war und aus welcher Familie ich stamme. Im Dorfe wußte man nur, daß Moschko mich von irgendwo noch als kleines Kind gebracht hatte; man munkelte sogar, daß ich der Sohn von Moschkos Schwager war, der nach seinem Tode niemand außer mir hinterlassen hatte, und mit mir — ein ordentliches Vermögen, welches Moschko angeblich an sich gerafft und sich angeeignet hatte.

— Es ist schade um dich, Jossjka! — sagten zu mir öfters die Leute im Dorf. — Du bist solch ein geschickter Junge und so fleißig beim Handwerk, was wird aber aus dir werden?...

— Was soll denn aus mir werden? — antwortete ich. — Ein Gemeindegärtner.

— O, der Moschko hat gar kein Gewissen, wenn er so garnicht für dich sorgt!

— Er sagt, er sei arm und habe keine Mittel dazu, — gab ich zur Antwort.

— Glaube diesem alten Zigeuner nicht! Der hat Geld, und zwar ordentlich viel, doch er bewahrt es für seine Kinder auf. Dich aber hat er nichts gelehrt.

Von solchen Worten wirbelten mir die Gedanken nur so im Kopfe herum. Ich begann über mich selber nachzudenken.

Wirklich, denke ich mir, was werde ich hier noch lange warten? Umsonst für Moschko arbeiten — dazu bleibt mir noch immer Zeit. Hätte ich doch wenigstens ein gutes Handwerk erlernt, da hätte ich ein Stück Brot für mich gehabt. Aber wie sollte ich hier so weit kommen? Wie konnte ich mich von Moschko befreien? Und wohin sollte ich mich überhaupt wenden, insbesondere wenn ich nicht mal wußte, wohen ich stamme, wer mein Vater war und ob ich irgendwo Verwandte habe.

Unsere Schenke stand an der Landstraße. Oft kamen dorthin Gendarmen, die manchmal gefesselte Arrestanten nach Lemberg oder nach Schowkwa begleiteten. Anfangs graute

es mich furchtbar vor diesen großen grimmigen Kerlen in dunkler Kleidung, mit Gewehren an den Schultern, Hüte mit Quasten aus glänzenden Hahnenfedern auf dem Kopf. Unruhig, zitternd, am Ofenrande zusammengekauert, lauschte ich häufig, wie sie sich mit Moschko oder den Landwirten unterhielten. Sie sprachen gewöhnlich über Dinge, die mir furchtbar schienen: über Brände, Diebe, Vagabunden und in diesen Gesprächen hörte ich oft das Wort — Papiere. „Wenn er keine Papiere hat, muß man ihn sofort festnehmen“... „Hoho, da schau ich hin — seine Papiere sind nicht in Ordnung“... „Hätte er wenigstens ein gutes Papier gehabt, so würde ich ihn laufen lassen“... — Nanu, was sind denn das für Papiere? — sann ich gar manches Mal, — die solch eine Macht besitzen, daß allein ein Papier einen herumziehenden Menschen vor dem Gendarm mit Gewehr und Federquaste schützen kann? Ich konnte keine Antwort auf diese Frage finden, aber der Gedanke an diese Papiere jagte mir eine noch größere Furcht ein. Wie kann ich mich in die weite Welt hinauswagen, wenn ich keine Papiere habe? Gleich beim ersten Schritt wird mich der Gendarm packen und wer weiß zu welchen Martern führen! Ich zitterte, am ganzen Leibe beim bloßen Gedanken. Je öfter ich darüber nachdachte, wie ich mich von Moschko befreien könnte, desto öfter erstanden diese Papiere vor meinen Augen. Mir träumten sogar Papiere, alte, vergilbte, mit riesengroßen Stempeln darauf, sie blickten mich mit drohenden runzligen Gesichtern an oder lachten mir mit widrigem, zahnlosem Munde zu. Ich war damals sehr unglücklich. Alle Leute, die ich darüber ausfragte, bestätigten, daß man sich ohne Papiere nicht auf den Weg machen könne und daß mich ohne dieseiben niemand in den Dienst aufnehmen werde. Doch wo sollte ich diese Papiere hernehmen? Der Schmied riet mir Moschko danach zu fragen — er mußte doch nach dem Tode meines Vaters irgend welche Papiere erhalten haben.

Du meine Güte, — Moschko danach fragen! Wenn es mir so leicht gewesen wäre, an Moschko heranzutreten. Früher, als ich noch klein war, da war er freundlicher zu mir; als

ich aber älter wurde, übergab er mich gänzlich der Obhut seiner Frau, dieser Hexe, und sagte fast nie ein Wort zu mir. Mir schien sogar, daß er mich mied. Seitdem mir die Leute erzählt hatten, daß er nach dem Tode meines Vaters das Geld genommen haben mußte, begann ich ihn aufmerksamer zu beobachten; ich begriff, daß diese meine Aufmerksamkeit ihn beunruhigte. Wenn wir manchmal allein blieben, drehte er sich unruhig hin und her, als wenn ihn etwas quälten würde. Ich dachte bei mir: was, wenn ich ihm einmal in Abwesenheit seiner Frau zusetzen werde,—vielleicht könnte man doch wenigstens etwas aus ihm herausbekommen. Ich faßte den Entschluß, solches bei günstiger Gelegenheit zu tun.

Eine solche Gelegenheit bot sich gar bald. Moschkos Frau fuhr nach Showkwa; in der Schenke war niemand außer Moschko. Da trat ich an ihn heran und sagte:

— Reb Moische, die Leute sagen, daß dir nach dem Tode meines Vaters irgendwelche Papiere geblieben sind?

Moschko fuhr auf, wie von einer Wespe gestochen.

— Woher weißt du denn das?

— Die Leute sagen es.

— Was für Leute?

— Nun, alle, das ganze Dorf.

— Nein, wozu brauchst du denn diese Papiere? Du verstehst ja nicht einmal zu lesen.

— Das stimmt. Aber dennoch möchte ich es gerne wissen. Also, du hast sie?

— Ich habe sie, ich habe sie, diese Bettlerpapiere!—schrie Moschko gereizt, als ob ich ihm werweiß was Unangenehmes gesagt hätte.—Dein Vater war ein Bettler, er hat sein ganzes Vermögen vergeudet und dich mir zur Last zurückgelassen. Was habe ich für einen Nutzen von dir?

— Weißt du was, Reb Moische,—sagte ich.—Gib mir diese Papiere. Ich werde gehen, wenn du mich nicht brauchst.

— Was?—kreischte Moschko.—Du willst gehen? Wohin wirst du denn gehen, du Narr?

— Ich wäre gern irgendwo in den Dienst getreten, hätte ein Handwerk erlernt.

Moschko lachte aus vollem Halse.

— Gehe, gehe, du Kohlkopf! Du glaubst, jemand wird dich aufnehmen? Für den Dienst braucht man Geld und zudem muß man auch noch lesen und schreiben können.

Ich stand, wie zu Stein erstarrt. Endlich kam ich zu Wort.

— So zeige mir doch diese Papiere, ich will sie sehen!

— Pfui! — schrie Moschko, — was klebst du denn an mir wie eine Klette! Nun komm, ich werde dir deine Schätze zeigen! Dein Glück, daß ich sie bis jetzt noch nicht verbrannt habe!

Dieses letzte Wort war mir wie ein Messerstich ins Herz: und was, wenn Moschko wirklich meine Papiere verbrannt hätte? Da würde ich ja ganz mutterseelenallein in der Welt dastehen, wie ein vom Baume losgerissenes Blatt. — Ich selbst hätte meine Familie nicht gekannt und auch mich hätte niemand gekannt. Ich könnte mich nicht vom Platze rühren, wäre auf ewig an Moschkos Haus gekettet, wäre bis zu meinem Tode ein Sklave geblieben. Ein Schauer überlief mich bei diesem Gedanken, matte Lichtstrahlen flimmerten vor meinen Augen. Mit großer Anstrengung meisterte ich meine Erregung und folgte Moschko ruhig in die Vorratskammer. Die Vorratskammer war ein kleiner hölzerner Anbau, der von der Hinterseite an die Schenke angebaut war, und in den Flur mündete; sie hatte nur ein schmales Fensterchen, das kreuzweise mit eisernen Stäben vergittert war. Dort speicherte Moschko allerhand Sachen auf, die er bei den Bauern als Pfand nahm, sowie seine wertvollste Habe. Es waren dort eine Menge Schafpelze, Lammfellmützen, Stiefel; in einem Koffer lagen Halsperlen; man sagte sogar, daß er dort ganz unten auf dem Boden des Koffers altertümlische Dukaten und Taler aufbewahrte. Etliche Mal hatten sich Diebe an die Vorratskammer gewagt, konnten jedoch niemals hineindringen, denn sie war fest gebaut und überdies hatte Moschko wachsame Hunde. Die Tür der Vorratskammer war niedrig und schmal, Moschko mußte sich ducken, um hineinzugelangen. Nach ihm trat auch ich ein.

— Und was machst du hier? — fuhr er mich an.

— Wieso denn — was? Du hießest mich doch gehen!

— Aber doch nicht hierher! Warte im Flur!

— Das ist ganz gleich, — sagte ich, — ich kann auch hier warten. Ich werde dir doch nichts aufessen!

Moschko glotzte mich erstaunt an, als wenn er mich zum erstenmal im Leben sehen würde. Ich weiß nicht, was ihm an mir mißfiel, aber er spie aus und wandte sich ab. Dann stieg er auf den Koffer, langte mit der Hand nach einem kleinen Wandbrett, das dicht unter der Zimmerdecke angebracht war, und holte von dort ein Paket vergilbter Papiere hervor.

— Da sind deine Wische! — brummte er, indem er sie mir von weitem zeigte.

— Gib doch her, ich möchte sie sehen, — sage ich und strecke die Hand aus.

— Was wirst du denn drin sehen, du Dummkopf? — erwiderte Moschko, — wozu brauchst du sie? Bleibe bei mir, wenn du es hier gut hast und suche dir kein Unheil.

Und er legte die Papiere wieder auf das Wandbrett.

— Komm, gehen wir, — jetzt kannst du ruhig sein. Und das, was dir die Leute von mir sagen, — ich weiß doch, die Leute haben lange Zungen! — dem sollst du nicht glauben. Das ist alles glatt erlogen!

— Was ist erlogen? — fragte ich.

— O, mit dir sprechen — das ist genau so, wie wenn Erbsen von der Wand zurückprallen! — brummte Moschko und stieß mich beinahe aus der Vorratskammer hinaus; dann verschloß er die Tür und ging in die Schenke.

Jossjko verstummte für einen Augenblick. Shurkowski, der seiner Erzählung aufmerksam lauschte, lächelte und sprach:

— Nun, du sagtest, daß das eine böse Geschichte wird, du erzählst aber, als ob du es aus einem Buche lesen würdest!

— O, Herr, — erwiderte Jossjko, — bis jetzt, — das war noch keine böse Geschichte. Doch jetzt kommt die Dummheit. Das ich es aber so fließend erzählte, das soll Sie nicht

wundern. Ich habe im Dorfe gelernt Märchen zu erzählen. Ich besitze ein gutes Gedächtnis und wenn ich nur ein Mal irgend ein Märchen höre, so kann ich es später noch besser und interessanter wiedererzählen als derjenige, von dem ich es gehört habe. Vorigen Winter gewannen mich alle im Dorfe für diese Märchen so lieb, daß keine Abendunterhaltung der Dorfjugend ohne mich abging.

— Ei, wie ich sehe, bist du zu allem geschickt! — sagte Shurkowski.

— O Herr! — erwiderte Jossjko seufzend, — ich weiß nicht, was das heißt, aber mir scheint, daß gerade das mein Unglück ist. Wenn ich fühle, daß ich etwas machen, etwas lernen kann, so brennt mir irgend etwas in der Brust und quält mich so, daß ich keine Minute Ruhe habe, bis ich das nicht gemacht, erfahren und erlernt habe. Das allein hat mich wohl auch ins Gefängnis gebracht!...

— Nun, nun erzähle!

Doch Jossjko konnte diesmal seine Erzählung nicht zu Ende führen, denn just in diesem Augenblick wurde die Tür unserer Zelle geöffnet. Jossjko wurde zwecks Aufsteilung des Protokolls geholt.

— Das ist ein außergewöhnlicher Junge, — murmelte Shurkowski und begann, in Gedanken verloren, in der Zelle auf und ab zu schreiten.

— Und mir scheint, daß er viel lügt, — sagte ich. — Er hat es gelernt, den Bauern Märchen zu erzählen, und jetzt erzählt er auch uns ein Märchen.

— Meinst du?

— Nun, weshalb denn nicht, kann es denn nicht so sein?

— Freilich kann das sein, aber sein Gesicht zeugt für ihn! Übrigens werden wir noch Zeit haben uns allmählich davon zu überzeugen.

Jossjko blieb nicht lange bei der Abfassung des Protokolls, nicht länger als eine halbe Stunde. Er kehrte viel lustiger und ruhiger zurück, als er gegangen.

— Nun, was? — fragte ich ihn, — hat der Richter dich nicht verschlungen?

— Ei, wo denn, der Richter ist ein guter Mensch! — sagte Jossjko, — offen gestanden, hatte ich anfangs große Angst vor ihm. Im Dorfe erzählte man mir, daß man hier die Leute vor dem Geständnis schlägt, daß man ihnen die Sohlen mit glühendem Eisen sengt.

— Ha-ha-ha! — lachte ich auf, — jetzt weiß ich, warum du dich die Nächte hindurch hin und her geworfen, geschrien und geächzt hast. Dir träumte wohl, daß man dir die Fußsohlen verbrenne.

— O, ich bitte Sie nicht zu lachen. Mir ist angst und bange an diese Träume zu denken, so viel hab' ich von ihnen gelitten. Und ganz unnütz. Der Richter ist so gut, er sprach so gütig mit mir, schrie nicht, schimpfte nicht und schlug mich nicht, wie es der Gendarm getan hat.

— Hat dich denn der Gendarm geschlagen? — fragte Herr Shurkowski.

— O Herr, ich dachte, daß er mir die Seele aus dem Leibe herausschlagen wird. Seht Euch nur meine Schultern an!

Mit diesen Worten zog Jossjko sein Hemd aus. Wir beide staunten. Die Schultern des Knaben waren über und über mit blauen Flecken und Striemen geronnenen Blutes bedeckt.

— Nun, und worüber hat dich der Richter gefragt? — ließ Shurkowski sich zuerst vernehmen.

— Über diesen unglückseligen Diebstahl, wie sich das alles zugetragen hat.

— Na, und?

— Nun, ich habe ihm halt alles erzählt, wie es war, und damit basta. Er stellte ein Protokoll auf und befahl man solle mich abführen.

-- Nun, so erzähle uns doch jetzt, wie das alles war.

— Wie das alles war? Sie wissen schon, was für ein Leben mir bei Moschko zuteil ward. Ich wollte nicht länger bei ihm bleiben und zudem fürchtete ich noch, daß er, einmal von mir an die Papiere erinnert, dieselben verbrennen werde. Da beschloß ich halt sie selber zu stehlen. Es war mir leichter in die Kammer zu gelangen als einem fremden Dieb,

denn die Hunde kannten mich und auch ich selbst wußte alle Ein- und Ausgänge und alle Gewohnheiten der Hausbewohner. Zuerst wollte ich Moschko die Schlüssel stehlen, aber er witterte wohl irgend etwas und trug sie stets bei sich oder versteckte sie so, daß ich sie nicht finden konnte. Ich aber brannte wie im Fieber, seitdem ich mir in den Kopf gesetzt hatte zu meinen Papieren zu gelangen. Da dachte ich schon an nichts weiter, nur an dies allein. Und schließlich, — was sollte ich lange überlegen? Nachts, als alle schliefen, schlug ich mit dem Meißel rasch ein Brett ein, kletterte in die Kammer, nahm meine Papiere und paßte das Brett wieder seinem alten Platz an. Das war alles.

— Kleinigkeit! — brümmte Shurkowski.

— Sobald ich aber die Papiere in den Händen hielt, wickelte ich sie in einen Lappen und versteckte sie am Busen, ohne sie einmal durchzusehen, ohne die Schnur loszubinden, mit der sie zusammengebunden waren, worauf ich Moschkos Schenke verließ. — „Wohin jetzt?“ — dachte ich bei mir. Die Furcht hatte mich noch nicht ganz verlassen. Was, wenn Moschko mich betrogen und mir irgendwelche nichtsnutzige Papiere anstatt der meinigen gezeigt hatte? Was, wenn ich im Dunkeln irgendein anderes Paket genommen habe? Ich mußte mich unbedingt mit irgend jemandem beraten, was ich in diesem Falle tun sollte. Daher ging ich, nachdem ich im erstbesten Heuschober übernachtet hatte, zum bekannten Schmied und erzählte ihm alles. Er war der erste, der mich mit kaltem Wasser übergieß. — „Du hast schlecht gehandelt, Junge“, — sagte er. — „Geh sofort zum Dorfältesten, erzähle ihm alles und gib ihm die Papiere zum Aufbewahren.“ Mir wurde schwer ums Herz von diesen Worten. Doch was war zu machen? Ich sah, daß der Ratschlag vernünftig war und ging. Da komme ich zum Dorfältesten und sehe schon vom Hofe aus durchs Fenster, daß drinnen ein Gendarm am Tische steht. Sogleich raunte mir irgend eine Stimme zu, daß es mein Tod sei. Ich erstarrte und konnte keinen Schritt weiter. Der Gedanke an die

Flucht durchzuckte mein Hirn. Doch es war schon zu spät. Der Dorfälteste erblickte mich und rief freudig:

— Da ist er ja selbst! Wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht ferne! Na, komm doch, komm doch näher!

Ich begriff, daß alles schon bekannt sei, daß man schon nach mir fragt. Ich raffte meinen ganzen Mut zusammen und betrat das Haus.

— Wie heißt du? — fragte mich der Gendarm.

— Jossjko Stern.

— Woher stammst du?

— Ich weiß nicht.

— Aha, also ein Vagabund!

Ich erstarrte auf der Stelle. Oft hatte ich dies schreckliche Wort vernommen, hatte viele gruselige Geschichten darüber gehört, was die Gendarmen mit den Vagabunden machen und hatte das immer am meisten gefürchtet. Und da hast du's! — vom ersten Augenblick war ich selbst in so etwas geraten!

— Aber ich bin doch ein Hiesiger, — stöhnte ich, — der Herr Dorfälteste kennt mich.

— Ich? Dich? — sagte zu mir der Dorfälteste. — Da lügst du, mein Bester! Ich kenne dich von Ansehen; ich weiß, daß du Jossjko heißt und bei Moschko dem Pächter dienst, aber wer du bist und woher du kommst — das weiß ich nicht.

— Aha, er lügt also direkt ins Gesicht, — rief der Gendarm und notierte etwas in seinem Büchlein.

— Komm her, — sprach er dann zu mir. — Näher! Sieh mir in die Augen!

Und in dem Moment, als ich die Augen zu ihm erhob, schlug er mir mit seiner schweren Faust ins Gesicht, so daß ich auf der Stelle blutüberströmt zu Boden fiel.

— Steh' sofort auf! — herrschte er mich an, — und unterstehe dich nicht zu schreien, denn sonst bekommst du noch mehr! Jetzt antworte mir aber die Wahrheit auf alle Fragen, die ich dir stellen werde! Du dienst bei Moschko?

— Ja.

— Du hast ihn bestohlen?

— Nein.

— Wieso denn nein?

Wieder blickte ich den Gendarmen an, indem ich mir mit dem Ärmel das Blut vom Gesicht wischte und wieder warf mich sein wuchtiger Faustschlag zu Boden.

— Herr Gendarm! — sagte darauf der Dorfälteste, während ich mich bemühte aufzustehen — ich, als Oberster der Gemeinde kann so ein Benehmen gegen einen Arrestanten nicht mit ansehen. Ich muß nur bei der Aufstellung des Protokolls zugegen sein, doch das, was vor dem Protokoll geschieht, geht mich nichts an. Wenn Sie ihn lehren wollen, was er zu sagen hat, so wählen Sie sich einen anderen Ort dazu. Bei mir darf man das nicht.

Der Gendarm biß sich auf die Lippen, stand ohne ein Wort zu sagen von der Bank auf, holte Handfesseln aus seinem Sack, fesselte mich und führte mich darauf in die Schenke, zu Moschko. Was man dort mit mir gemacht, wie man mich dort sprechen gelehrt, — darüber werde ich nicht erzählen. Während dieses Unterrichts verlor ich einige Mal die Besinnung. Ihre Wut war nicht grundlos. Ich hatte ihnen großen Schaden verursacht. Moschko sagte im ersten Moment zum Gendarmen, daß ich ihm viel Geld gestohlen hätte, welches in diese Papiere gewickelt war. Ich dachte, wenn der Gendarm mich festnimmt und in die Schenke bringt, so wird mir Moschko sofort die Papiere wegnehmen und sie verbrennen und ich werde auf ewige Zeiten sein Sklave bleiben. Sobald ich die Schenke betrat, war gleich seine erste Frage:

— Wo ist das Geld?

— Ich weiß nicht. Ich habe kein Geld genommen.

— Und wo sind die Papiere?

— Ich habe sie versteckt.

— Wo hast du sie versteckt?

— Das sage ich nicht.

Man versuchte mich zuerst mit Hieben, dann mit guten Worten dazu zu bewegen, doch ich wiederholte nur das Eine: „Ich nahm die Papiere, weil das meine Papiere sind. Ich ha-

be garnicht hineingeblickt, was drin ist. Ich habe sie versteckt und werde sie niemanden außer dem Dorfältesten zeigen."

Moschko war beinahe rasend vor Zorn. Vor lauter Wut befahl er mir Stiefel und Kleider, die ich anhatte, herunterzureißen und mich in diese Lumpen da zu hüllen. Schließlich führte man mich, verprügelt und halbnackt, zum Dorfältesten. Dort begann man mich wieder über die Papiere auszufragen. Doch ich war nicht dumm. Erst als ich sah, daß in der Stube viele Zeugen waren, ging ich in den Flur hinaus und zog die Papiere aus einer Ritze hervor. Der Flur im Haus des Dorfältesten war groß und dunkel. Als ich vorhin ins Haus kam und dort den Gendarmen sah, steckte ich mein Paket in eine Ritze, damit man es mir nicht wegnehme. Als Moschko das Paket in den Händen des Gendarmen erblickte, stürzte er sich auf ihn wie ein Rabe und schrie, daß es sein Geld sei, daß man es ihm abgeben solle.

— Hoho, Herr Moschko! — erwiderte der Dorfälteste, — so geht das nicht. Wir müssen das alles bis zum Gericht aufschieben. Wir werden hier ein Protokoll aufstellen und sobald dieser Junge gestehen wird, daß er ihnen dies Paket gestohlen hat, wird es schon Sache des Gerichts sein, alles Weitere zu beschließen. Wir werden das alles so wie es ist mit dem Gemeindesiegel versiegeln und der Herr Gendarm wird das zusammen mit dem Arrestanten nach Lemberg befördern. Sie aber werden schon beim Gericht Gerechtigkeit suchen.

Mein Moschko verzog darauf so das Gesicht, als ob er ein Quart seines Fusels getrunken hätte. Doch niemand beachtete das. Der Gendarm machte sich an die Abfassung des Protokolls. Als alles aufgeschrieben war, gab mir die Frau des Dorfältesten etwas zu essen, der Gendarm legte mir wieder die Fesseln an und wir machten uns auf den Weg nach Lemberg. Ich dachte, ich würde unterwegs vor Schmerz und Kälte zugrundegehen und weiß bis jetzt nicht, wie ich es ausgehalten habe. O, und was denken Sie jetzt, was wird geschehen?

— Nichts wird geschehen, — antwortete Herr Shurkowski. — Du wirst hier ein bißchen sitzen und dann wird man dich freilassen. Wer weiß, vielleicht wird diese ganze Geschichte noch zu deinem Besten gereichen...

— Wieso denn?

— Nun, wir werden's schon sehen. Der Mensch weiß nie im voraus, was seiner harrt.

Nach etwa zwei-drei Tagen wird Jossjko gerufen, aber nicht vor Gericht, sondern zum Arzt. „Was hat das zu bedeuten? — denke ich mir. — Er hatte doch nicht gesagt, daß er krank ist.“

— Er hat es selber nicht gemeldet, — erzählt mir Shurkowski, — und wenn er es sogar gemeldet hätte, so hätte ihm das nichts genutzt. Aber ich habe es für ihn getan. Ich war Sonntags beim Präsidenten und bat, er solle befehlen, daß man ihn besichtige. Fürchterlich, was hier alles vor sich geht. So kann das nicht weiter gehen!

Und wirklich, der Arzt hieß Jossjko sich ausziehen und stellte ein Protokoll über ihn auf. Was daraus erfolgte, weiß ich nicht. In unseren Gerichten rücken solche Angelegenheiten nur sehr langsam vom Fleck und nicht jeder ist so glücklich, daß er ihre Resultate erleben kann. Währenddessen sagte Herr Shurkowski einmal zu Jossjko:

— Hörmal, Junge, willst du, daß ich dich lesen lehre?

Jossjko glotzte den Herrn an.

— Nun, weshalb siehst du mich denn so an? Wenn du nur Lust hast, so wirst du nach ein paar Tagen lesen. Wenn ich aber sehen werde, daß du wirklich nicht lügst und ein gutes Gedächtnis hast, so werde ich mich schon für dich verwenden, daß man dich in eine Gewerbeschule aufnimmt und du wirst ein Handwerk erlernen, welches du willst.

— O, Herr! — rief Jossjko tränenüberströmt. Mehr konnte er nicht sagen, er küßte nur die Hand des Herrn.

Am folgenden Tage brachte man Shurkowski eine Fibel und er begann Jossjko Unterricht im Lesen zu erteilen. Nach zwei Tagen konnte jener schon die Buchstaben erkennen und sie zusammenstellen, und nach einer Woche las er kurze Worte

beinahe geläufig. Ich sah, daß er gerne Tag und Nacht gelesen hätte, doch des Nachts hatten wir kein Licht. Nur ungern ließ er für eine Minute von seinem Buch um zu essen.

Wenn es aber dämmerte und man schon nicht mehr lesen konnte, setzte sich Jossjko in die Ecke auf seinen Strohsack, schlug die Beine unter, umspannte sie mit den Armen und begann, so zusammengekauert, Märchen zu erzählen. Er webte sie ohne Ende, und obwohl er scheinbar stets dieselben Wunder und Abenteuer wiederholte, verstand er sie dennoch immer anders zu gestalten und auf andere Weise wiederzugeben. Manchmal merkten wir direkt, daß er uns im Märchen seine eigenen Träume erzählte. Er sprach von einem armen Jungen, der im schwersten Elend einem guten Zauberer begegnet, bei ihm Zauberworte lernt und in die weite Welt hinauszieht, um sein Glück zu suchen und anderen zu helfen. Mit rührenden und zugleich schlichten Worten malte er seine Leiden und Abenteuer aus, die Begegnung mit den Gendarmen, die Sklaverei beim Pächter, indem er oft das, worüber die Märchen erzählen, mit dem, was er selber erduldet hatte, auf drollige Weise verflocht.

Noch nie hatte ich einen Knaben gesehen, der sich mit solchem Heißhunger an das Lesen gemacht hätte, wie Jossjko. Man sah, daß er in diesen paar Wochen das nachholen wollte, was er im Laufe von Jahren unterlassen. Am meisten betrübte ihn, daß die Herbsttage so kurz waren und daß bei uns schon so früh die Abenddämmerung eintrat. Unser einziges Fensterchen, das nach Westen lag und sich beinahe dicht unter der Decke befand, ließ selbst Mittags nur spärliches Licht durch; um vier Uhr konnte man schon nicht mehr lesen. Jossjko wäre aber froh gewesen, wenn er den Tag zweimal so lange machen könnte. Endlich rief er freudig:

— Ich hab's! Ich werde am Fenster lesen. Dort wird es früher hell und man kann dort besser sehen als in der Zelle.

— Es wird dir unbequem sein auf dem Gerüst stehend zu lesen, — sagte ich zu ihm. — Außerdem ist das viel zu hoch für dich.

— Ich werde so hoch sitzen, wie es mir bequem sein wird, — versetzte er.

— Wie wirst du denn das machen?

— Ich werde das Bettuch mit zwei Enden an das Gitter binden, in die Biegung werde ich die zusammengerollte Decke legen und mich darauf wie in einen Sattel setzen.

Diese Erfindung erwies sich wirklich als sehr praktisch, und seitdem folgen alle Häftlinge Jossjkos Beispiel. Einige Tage lang bewunderte Jossjko einfach das Fenster. Er stand auf, sobald es etwas dämmerte, stellte sein Gerüst auf, kletterte hinauf und hockte über seinem Buche, wobei er die Stirn an das Gitter drückte, um möglichst mehr Licht zu erlangen. Ich und Shurkowski hielten abwechselnd Wache an der Tür, wenn der Gefängniswärter vorüberging, und warnen Jossjko zeitig, er solle herunterklettern und sein Gerüst herunternehmen, denn es war den Häftlingen streng verboten an den Fenstern zu sitzen. So gelang es uns immer glücklich etwaige Abenteuer zu vermeiden, oder vielleicht hatte auch der Gefängniswärter gewissen Respekt vor Herrn Shurkowski und paßte nicht so scharf auf unsere Zelle auf.

Doch zum Unglück kam das Abenteuer von anderswo. Außer der Wache im Korridor haben wir noch eine: unter den Kerkerfenstern schreitet ein Posten mit Gewehr auf und ab. Er hat den strengsten Befehl aufzupassen, daß die Verhafteten sich durch die Fenster nicht unterhalten. Die Militärvorschrift befiehlt ihm im Falle eines Widerstandes von seiner Waffe Gebrauch zu machen. Zwar war bisher solch ein Fall nicht vorgekommen. Es müßte denn etwas ganz Außerordentliches vorkommen, daß der Posten seinen Platz verlassen und dem Wachkommandanten Meldung erstatten würde, daß man aus diesem oder jenem Fenster herauslugte und sich miteinander unterhielt. Die älteren Posten waren schon daran gewöhnt, daß die Vorschrift eins, deren Ausführung aber etwas ganz anderes sei, und hielten sich gewöhnlich nicht sonderlich streng an die Vorschriften. Viele erlaubten uns ruhig allerlei Unterhaltungen, andere wieder mahnten die Häftlinge mild oder baten sie, sich ruhig zu verhalten. Schlimmer war

aber, wenn ein Rekrut Wache stand, der die Obrigkeit mehr als das Feuer fürchtete. Solch einer faßte jeden Befehl wörtlich auf. Wenn man ihm sagte „streng aufpassen“, so verstand er das so, daß man jeden Arrestanten, der seinen Kopf im Fenster zeigte, mit den gemeinsten Worten beschimpfen, der Obrigkeit darüber Meldung machen oder sogar zum Gewehr greifen müsse. Die Verhafteten rächten sich an solchen „Grünschnäbeln“ dadurch, daß sie während ihrer Wache, besonders am Abend, an den Fenstern den größten Radau machten, so daß der arme Rekrut manchmal ganz rasend wurde, es für seine heilige Pflicht hielt, jeden aus den Fenstern ertönenden Ruf wenigstens mit einem ebenso lauten und zornigen Aufschrei zu beantworten. Doch da es der Verhafteten einige Dutzende gab, er aber allein war, mußte er nach einigen Minuten des Höllengeschreis für gewöhnlich verstummen und da er sich keinen Rat wußte, griff er nach seinem Gewehr.

Selbstverständlich verschwanden im selben Augenblick alle Köpfe in den ihm gegenüberliegenden Fenstern und das Geschrei begann am anderen Ende des langen Gefängnisgebäudes, der Posten aber lief hin und her, wie ein gehetztes Wild, und drohte wieder mit dem Gewehr — offenbar mit demselben Erfolg.

Solch ein Geschrei gab es gewöhnlich am Abend, manchmal aber auch am Tage. Der böse Zufall wollte es, daß eines Tages von drei bis fünf gerade solch ein unglückseliger Rekrut Wache stand. Von Anfang an sagte er einem Verhafteten, der durchs Fenster schaute, irgend eine Grobheit. Es wurde ein Zeichen gegeben, das dem Grünschnabel „Katzenmusik“ verhiess. Von verschiedenen Enden des Gefängnisgebäudes, aus verschiedenen Stöcken ertönten, gleichzeitig aus zahlreichen Fenstern, Geschrei, Gekreis, Pfeife und durchdringendes Miauen. Der Rekrut schrie, lief von einem Fenster zum andern, konnte aber nirgends jemanden sehen. Bis aufs äußerste aufgebracht, verstummte er endlich und machte Halt, um sich zu verpusten. Wenige Minuten später verstummte auch die „Musik“. Es schien, völlige Ruhe sei eingetreten. In

der Zelle dunkelte es bereits, und deshalb stellte Jossjko sein Gerüst auf und schmiegte sich, das Buch in der Hand, ans Fenster. Doch kaum hatte er halblaut ein paar Worte gelesen, als auch schon der Posten ihn bemerkte, herbeigeeilt kam und sich gegenüber dem Fenster aufstellte.

— Marsch, weg vom Fenster, du Dieb! — rief er, kreischend zu Jossjko herüber.

Jossjko hörte den Schrei zum erstenmal gar nicht, so vertieft war er in die Geschichte über den Reihern und den Fisch, die er gerade las.

— Marsch vom Fenster! — schrie der Posten noch lauter.

— Was willst du von mir? — antwortete Jossjko, — ich störe dich ja nicht. Du siehst doch, daß ich lese. In der Zelle ist es schon dunkel, da bin ich hierher ans Licht hinaufgeklettert....

— Fort, oder ich schieße! — brüllte der Posten, und ehe Jossjko Zeit fand von seinem Gerüst herunterzuklettern, fiel der Schuß.

— Au! — schrie Jossjko und stürzte wie ein Klotz vom Gerüst aufs Bett, das unter dem Fenster stand. Seine Füße zuckten krampfhaft, die Hände, in denen er das Buch hielt, waren fest an die Brust gepreßt. Unter dem Buche quoll es rot hervor. Die Kugel hatte ihn direkt in die Brust getroffen.

— Was hast du? Wo hat er dich getroffen? — schriean wir beide heranstürzend. Doch er antwortete nichts, nur die schwarzen Augen funkelten wie glühende Kohlen und hoben sich geisterhaft vom leichenblassen Gesicht ab.

Im Hof unter unserem Fenster und im Korridor an unserer Tür erhob sich gleichzeitig Geschrei. Dort kam die Militärwache auf den Schuß gelaufen und hier suchte der Kerkermeister die Kammer, nach der eben geschossen wurde. Sie stürzen zu uns herein.

— Aha, das ist hier! — riefen sie, als sie den liegenden Jossjko erblickten. — Na, du Bösewicht, hast du Kopfnüsse bekommen?

Jossjko warf sich noch hin und her und stöhnte leise, in-

dem er noch immer mit beiden Händen das Buch an die Brust preßte, als hätte er damit die tödliche Wunde verdecken wollen.

— Was hat er getan? — fragte mich der Gefängniswärter.

— Ich... ich... wollte ja nur... ans Licht...

Er wollte noch etwas sagen, doch der Atem ging ihm aus. Mit einer letzten Bewegung riß er seine Hände von der Brust los und zeigte dem Gefängniswärter die blutüberströmte Fibel.

— Er las am Fenster, — erklärte ich dem Gefängniswärter. In diesem Augenblick erschien ein Eilbote aus dem Gericht; er hielt eine Karte in der Hand und suchte den Gefängniswärter.

— Herr Kerkermeister, — sagte er aus dem Korridor, — wo sitzt hier Jossjko Stern? Hier ist eine Karte aus dem Gericht, daß er freigelassen wird.

Doch Jossjko hatte schon eine Minute früher die Freiheit erlangt...

WÄLDER UND WEIDEPLÄTZE

(Erzählung eines ehemaligen Plenipotenten*)

Herrgott, was es bei uns für einen Radau gab wegen dieser Wäldern und Weideplätzen! Wie sich die Herren hin und her wanden, wie sie sich berieten, wie sie die Ingenieure und Advokaten bestachen, um sich von jeglicher Bürde zu befreien. Die klugen Köpfe! Sie wußten, obgleich der Kaiser den Bauern Freiheit gegeben und den Frondienst abgeschafft hat, der Bauer ohne Wald und Weideplätze entweder mit Kind und Kegel zugrunde gehen oder mit untertänigen Bücklingen zu ihnen kommen muß, und dann wird der Frondienst wiederkehren, wenn auch in etwas anderer Form, doch dadurch keineswegs leichter für den Bauer.

Glaubt ihr etwa, daß bei uns der Frondienst nicht wieder-gekehrt ist? Kommt nur in unser Dorf und seht es euch an, dann werdet ihr euch selbst davon überzeugen. Die Atamane und Ökonomen reiten zwar schon nicht mehr mit ihren Riemen-peitschen an unseren Fenstern vorbei, und auf dem Gutshofe ist der Eichenklotz schon nicht mehr zu sehen, auf dem einst jeden Sonnabend die „Massenverprügelung“ stattfand; doch seht euch nur die Leute an, redet mit ihnen! Schwarz wie die Erde, elend, die Hütten baufällig, alt, windschief. Zäune gibt es fast gar keine, obwohl der Wald, der das Dorf umgibt,— groß wie ein Meer ist: die Leute müssen ihre Landstücke:

* Plenipotent—Bevollmächtigter.

mit Gräben umziehen und mit Weiden bepflanzen, wie man es in Podolien macht. Das Vieh ist mager und grindig, aber auch solches ist nur bei wenigen Wirten vorhanden. Fragt aber diejenigen, die mit Sicheln und Sensen gehen: „Wohin geht ihr, Leute?“ — da werdet ihr sicher zur Antwort bekommen: „Auf den herrschaftlichen Acker, Korn schneiden“, oder „Auf die herrschaftliche Wiese mähen“. Wenn ihr aber stauen werdet, wie das kommt, daß sie jetzt zum Gutsherrn arbeiten gehen, wo doch bei ihnen selber noch nichts bestellt ist und die Sonne so heiß brennt und die Ähren ausstreuen, — da werden sie wohl die Köpfe schütteln und traurig sagen: „Was ist denn zu machen? Wir sehen es selbst, und das Herz will uns schier zerspringen, aber was ist zu machen? Wir haben uns beim Herrn verschuldet, der hat aber eine solche Einstellung: zuerst mußt du dem Herrn abarbeiten, und sollte es Donnerwetter geben, und hernach schon für sich selbst.“ Das ist bei uns jedes Jahr so: für den Herrn machen wir alles rechtzeitig, und gut und rein, und unsere eigene Ernte geht währenddessen auf dem Felde zugrunde. Unser Herr hat sich das gut ausgedacht! Er hat einen Wald — und wir haben nicht einen Pflock im Hofe, von dem er nicht gewußt hätte. Er hat einen Weideplatz — bei uns ist das Vieh vor Hunger umgekommen und die übriggebliebenen Tiere irren wie die Nachtwandler umher. Sein Feld ist gedüngt, ausgejätet, rein, das unsrige aber ist mit Quecke, Senfkraut und Steppengräsern überwuchert, uns fehlt es an Mist, um das Feld zu düngen, es gibt kein Zugvieh! Und auch das, was auf unserem Felde wächst, das geht daselbst, auf dem Felde, zugrunde, denn wir müssen bei günstiger Witterung zuerst das herrschaftliche Feld bearbeiten. Wir aber haben nie Brot genug, um uns satt zu essen, können nicht auf die Beine kommen, uns von der Faust des Herren befreien. Den Herr drückt aber, o, er drückt mit ganzer Wucht! Er ist jetzt bei uns Vorsteher der Gemeinde, einer von seinen Dienern ist Gemeindevorsteher und die ganze Gemeindeversammlung muß sich ihrem Willen fügen. Einen Armbauer läßt er nicht aus dem Dorfe, weder auf die Suche nach Erwerb noch in den Dienst,

sein Arbeitsbuch gibt er ihm nicht heraus. Sitze hier und rühre dich nicht vom Fleck, arbeite zu Hause! Und zu Hause gibt's natürlich nichts zu tun, da mach dich also zum Gutsherrn auf den Weg! Der Gutsherr aber — der gibt zehn Kreuzer pro Tag in der schwersten Zeit, und du mußt schuffen, denn du hast ja keinen anderen Ausweg! So hält er uns in seiner Faust und unterdrückt uns, je weiter desto mehr! Sagt doch selbst, brauchen wir denn außerdem noch Frondienst? Mir scheint, daß der ehemalige Frondienst mit der Prügelei und den Ökonomen nicht so schwer war, wie es jetzt ist.

Und jetzt hört' mal, wie er uns gefoppt hat, um uns ins Feld zu treiben und uns so in sein Netz zu verwickeln. Ich war selber dabei und deshalb kann ich euch alles genau erzählen und jedes Wort eidlich versichern. Da hört nur!

Unser Unglück begann von der Konskription*, die, wie ihr wißt, 1859 stattfand. Bis zu dieser Zeit lebten wir mit dem Gutsherrn in gutem Einvernehmen. Er hatte Angst uns an den Leib zu rücken, denn, wie ihr wißt, waren die Herren damals noch durch das Masursker Gemetzel eingeschüchtert. Und auch wir brauchten damals nicht mit ihm anzubinden; wir besaßen Weideplätze und fällten Bäume im Walde, so wie es unsere Väter von alters her getan und glaubten, der Wald gehöre der Gemeinde; wir hielten sogar einen Gemeindeförster. Und da, plötzlich — eine Konskription. Ihr wißt doch, das Volk ist unaufgeklärt, weiß nicht Bescheid, es erschrak. Unserem Bauer bangt stets davor, daß die Steuern vergrößert werden. So war es auch damals: nicht nur die Menschen, sondern auch das Vieh sollte inventiert werden. Das mußte wohl etwas zu bedeuten haben.

Da kommen einst am Sonntag, wie gewöhnlich, die Leute aus der Kirche, versammeln sich auf dem Dorfplatz und halten eine Gemeindeversammlung ab. Der Dorfälteste verliest die Verordnungen, andere wieder sprechen über die Ernte... Da plötzlich erscheint der Gutsherr... „Soundso, werte Gemeindeglieder, die Konskription ist eine wichtige Sache.

* Beschlaglegung auf das Vermögen durch Gericht oder Administration

Ich bin euer Freund, bin jetzt ein ebensolcher Bauer, wie ihr. Wie ihr wißt, hat uns der Kaiser alle gleich gemacht, jetzt gibt es schon keine Herren mehr." Nun, kurzum, er begann uns Sand in die Augen zu streuen. Wir sperrten den Mund auf, weil wir von unserem Herrn zum erstenmal ein menschliches Wort vernahmen! „Soundso, — spricht er weiter, — die 'Konskription, — das ist eine wichtige Sache. Wenn ich bitten darf, — kommt zu mir, ich hab' euch etwas Wichtiges zu sagen, nämlich wie ihr euch zu dieser Konskription verhalten müßt." Er begab sich als erster nach seinem Hofe und wir alle, so viel es unserer waren, strömten ihm in einer ganzen Schar nach. Wir betraten den Hof. Er stieg auf die Freitreppe, hielt Umschau unter den Leuten, rief dann einige der Ältesten zu sich heran und ging zusammen mit ihnen ins Haus. Wir stehen und warten. Da kommen unsere Alten zurück. „Nun, nun, was hat der Herr gesagt, was ist das für eine Sache?" Unsere Alten wiegen jedoch bedächtig die grauen Köpfe und brummen: „Ja, das stimmt, das ist wahr!" und ferner, zu uns gewandt: „Kommt ins Dorf, was erhebt ihr denn für ein Geschrei im herrschaftlichen Hofe? Ist hier denn der rechte Platz für eine Beratung?" Wir gingen.

— Wißt ihr, lieben Leute, werte Gemeindemitglieder, — begannen unsere Ältesten, als wir wieder am Dorfplatz angelangt waren, — daß morgen zu uns die Konskription angereist kommt? Da hat uns halt unser Gutsherr, gnade ihm Gott, gesagt, wir sollen die Gemeinde warnen. Paßt auf das Vieh auf, sagt er! Sie inventieren das Vieh und werden dann von jedem Stück Vieh einen Rynski* Steuern erheben. Wenn ihr sagen werdet, daß ihr es im Walde weiden läßt, so werdet ihr auch für den Wald doppelte Steuern zahlen: einmal für den Wald und ein zweites Mal dafür, daß ihr dort Vieh weidet. Da rät halt der Herr folgendes zu tun: vor allem nicht zu sagen, daß wir das Vieh im Walde weiden lassen und dann einen Teil der Herde für den morgigen Tag im Walde zu verstecken und bei der Konskription weniger Vieh anzuzeigen,

* Rynski — eine Münze, gegen 1 Rubel.

als wie wir es wirklich besitzen. So macht man es auch in anderen Dörfern, sagt er. Und der Wald, sagt er, wie er früher euer war, so wird er es auch ferner bleiben, denn die Konskription hat nichts mit Grund und Boden zu schaffen.

Wir rieten hin und her und beschlossen den Rat des Herrn zu befolgen. Was wir doch für Dummköpfe waren! Wenn jemand fünf Stück Vieh hatte, führte er drei Stück in den Wald und ließ zwei Stück zurück; wer zehn Stück hatte, der jagte sieben in den Wald und ließ nur drei zu Hause. Eine ganze Viehherde trieben wir aus dem Dorfe in den Wald und versteckten sie im Dickicht; darauf warteten wir ruhig auf die Konskription. Diese Steuern fallen einem Menschen so schwer und zudem hatte uns der Gutsherr so sehr mit den neuen, angeblich erhöhten Steuern eingeschreckt, daß wir keinen Augenblick schwankten, die Konskription einfach zu betrügen, um nur auf irgend eine Weise dem Elend zu ent-rinnen.

Am nächsten Tage früh, so gegen Mittag, ist die Konskription bereits im Dorfe. Man inventiert unser Hab und Gut. Nun, wir halten uns alle daran, was uns geraten wurde, zeigen möglichst wenig Vieh an, sagen uns von dem Viehweiden im Walde los, sind noch froh, daß die Sache so glatt abläuft. Zu guter Letzt kam die Konskription auch zum Gutsherrn. Manche Leute gingen ihr aus Neugierde nach. Eine Minute später kommen sie atemlos, erschrocken ins Dorf gelaufen...

— Was haben wir getan! — schreien sie. — Hier stimmt etwas nicht, hier geht etwas nicht mit rechten Dingen zu! Ob uns der Gutsherr nicht zu irgendeiner Dummheit verleitet hat? Er ließ nicht nur sein gesamtes Vieh einschreiben, sondern auch das unserige, das im Walde versteckt ist, und die Kommission ist nun dorthin gefahren!

Wir erstarrten zu Stein, als wir solch eine Wundermär vernahmen. Sofort versammelten wir uns und liefen scharenweise in den Wald. Die Kommission war schon nicht mehr da. Wir fragen die Hirten aus; die sagen, fremde Herren und unser Gutsherr seien dagewesen, haben etwas geschrieben, das Vieh

gezählt, uns haben sie aber nach gar nichts gefragt. Wir eilen ins Dorf, da sagt man uns, die Kommission sei bereits auf einem Seitenwege aus dem Gutshof fortgefahren. Wir liefen ihr nach und holten sie erst in einem anderen Dorfe ein. Sondernso, sagen wir, — die Herren haben da unser Vieh im Walde gezählt.

— Wie kann denn das euer Vieh sein, wenn ihr selber gesagt habt, daß ihr mehr kein Vieh habt und es im Walde nicht weiden lasset?

— Wir haben wirklich so gesagt, denn solches riet uns der Gutsherr.

— Was wollt ihr denn jetzt? Etwa, daß wir bei euch eine zweite Konskription vornehmen? Lebt wohl! Was ihr euch selbst eingebrockt habt, das werdet ihr auch essen. Was geschrieben ist, das bleibt fest. Übrigens könnt ihr euch bei der höheren Obrigkeit beklagen, doch wir sagen euch im voraus, daß euch die Beschwerde nichts helfen wird, sondern ihr werdet nur noch selbst vors Kriminalgericht geraten, weil ihr die kaiserliche Kommission betrogen habt.

Damit kehrten wir auch zurück.

— Da ist nichts zu machen, — sagten wir, — wollen wir sehen, was daraus weiter wird.

Wir warten ein Jahr, ein zweites, — es gibt Nichts. Der Gutsherr ist wieder in gutem Einvernehmen mit uns, nur wenn man die Konskription erwähnt, da schmunzelt er und sagt: „Ei, das war ja nur ein Scherz und weiter nichts!“

Als das dritte Jahr anbrach, hören wir plötzlich, irgend eine Kommission käme ins Dorf gefahren, um den Weideplatz zu messen.

— Zum Teufel, — denken wir uns, — was ist das, wozu, weshalb? Der Weideplatz gehört uns von altersher, wozu soll man ihn denn messen? Zwar hatten wir in den letzten Jahren ein Stück davon unter die Gemeinde aufgeteilt und gepflügt. Da dachten wir uns: vielleicht kommt man um auszumessen, wieviel wir gepflügt haben und wieviel noch geblieben ist. Die Kommission aber begibt sich direkt nach dem Gutshof. Die Herren aßen zu Mittag und alsdann — direkt auf den

Weideplatz. Sie breiteten eine Karte aus, der Gutsherr aber ging selber mit ihnen und zeigte: der Weideplatz erstreckt sich von hier bis hier und das dort — das haben die Bauern aufgepflügt.

Wir kamen auf die Kommission zu, machten noch von weitem Bücklinge, dann traten wir näher, verbeugten uns wieder, doch die Kommission blickte nicht mal nach unserer Seite. Da faßte sich der Dorfälteste ein Herz und sagte:

— Wenn ich die Herren fragen darf, — das ist doch unser Weideplatz, weshalb meßt ihr ihn aus und steckt ihn mit Pfählen ab?

— Wer bist du denn eigentlich? — fragen die Herren.

— Ich bin der Gemeindeälteste.

— Nun, gut, — gaben jene zur Antwort und setzten ihre Arbeit fort. Sie steckten den gepflügten Landabschnitt besonders ab und all das übrige Land — wieder besonders. Wir gingen alle mit dem Dorfältesten an der Spitze hinter ihnen her, und sahen zu, was sie aber sprachen, das verstanden wir nicht, denn sie plapperten deutsch. Schließlich waren sie fertig und nahmen in der Britschke Platz. Der Dorfälteste folgte ihnen auf den Fersen, ließ nicht von ihnen ab. Da stand einer der Herren in der Britschke auf und wandte sich an uns:

— Ihr habt gesehen, Leute, wie die Kommission den Weideplatz ausgemessen hat?

— Ja, wir haben's gesehen, — sagten wir.

— Und ihr habt auch gesehen, wie sie ihn abgesteckt hat?

— Ja, das haben wir auch gesehen.

— Nun wißt, daß das dort, — er wies nach dem gepflügten Landabschnitt, — euch, der Gemeinde gehört, und das hier dem Gutsherrn!

— Was, wieso denn, wie?! — schrien wir alle auf, als wenn man uns mit kochendem Wasser begossen hätte und stürzten auf die Kommission zu. Doch die Kommission machte sich rasch aus dem Staube.

Am folgenden Tage treiben unsere Hirten das Vieh auf den

Weideplatz, doch dort sind die Diener des Gutsherrn: „Marsch, fort von hier, das ist herrschaftliche Weide und daß ihr es ferner nicht wagt sie zu betreten!“

Die Hirten machen kehrt und treiben das Vieh in den Wald, doch dort sind die Förster und Knechte des Gutsherrn: „Marsch, fort von hier! das ist herrschaftlicher Wald und daß ihr es ferner nicht wagt den Fuß über den Waldrand zu setzen!“ Die Hirten — das waren natürlich Kinder, — brechen in Tränen aus und treiben das Vieh zurück nach Hause. Im Dorfe erhob sich solch ein Lärm und Geschrei, als hätte jemand das Dorf von vier Enden in Brand gesteckt.

Was tun? Die Weiber schreien: „Wir werden hingehen und diesen herrschaftlichen Dienern die Köpfe mit den Ofenkrücken zerschlagen!“ Doch den älteren Männern gelang es sie zu beschwichtigen und sofort wurden anderthalb Dutzend Menschen gewählt, damit sie nach Lemberg fahren und sich mit einem Rechtsanwalt beraten. Auch ich wurde gewählt. Wir machten uns auf den Weg, erkundigten uns und fanden einen Rechtsanwalt, einen Ukrainer, einen erfahrenen und wie man sagte, gewissenhaften Menschen. Da kommen wir zu ihm und erzählen: die Sache ist soundso. „Nun, — sagt er, — wir werden einen Prozeß einleiten. Schafft Zeugen, Papiere und Geld herbei und verhaltet euch einstweilen ruhig, denn jegliche Meuterei würde der Sache nur schaden.“

— Aber, lieber Herr, — sagen wir, — wie können wir uns denn ruhig verhalten, wenn wir keinen Weideplatz haben, um das Vieh zu weiden. Ohne Weide wird unser Vieh doch zugrunde gehen.

— Nun, — sagte der Advokat, — was kann ich euch denn da für einen Rat geben? Werden wir den Prozeß gewinnen, so wird der Gutsherr euch für alle Verluste entschädigen müssen, jetzt aber findet euch selber Rat, so gut ihr könnt.

Damit gingen wir auch. Der Prozeß begann. Wieviel Geld wir darauf verausgabten, das weiß Gott allein. Ich zählte zusammen, daß allein für den Rechtsanwalt und für die Stempelmarken über siebenhundert Rynski ausgegeben wurden. Die Gemeinde wandte die letzten Kräfte auf, wie schwer es

ihr auch fiel. Denn Wald und Weideplatz waren im Besitz des Gutsbesitzers geblieben, und wir mußten mehr als die Hälfte der Viehherde sofort halb umsonst verkaufen, da wir sie nicht durchfüttern konnten. Das übrige Vieh trieb sich, und treibt sich auch jetzt noch, auf der Gänseweide, in Gräben, in Gemüsegärten herum. Unsere Gärten sind dadurch zugrunde gerichtet, die Bienenstände sind in Verfall geraten, und unser Vieh — das hat nichts als Haut und Knochen an sich.

Unser Prozeß zog sich sieben Jahre hin und das war so, als wenn jemand der Gemeinde sieben Jahre lang die Sehnen aus dem Leibe herauszöge. Im Laufe dieser Zeit kamen wir gänzlich herunter, doch muckten wir nicht und auch den Gutsherr sagte kein Sterbenswort. In welchen Gerichten, in welchen Instanzen wir nicht überall waren! Im Bezirk, im Gouvernement, im Ministerium, weiß Gott wo. Und immer war das so: in der einen Instanz verlieren wir, — da reichen wir eine Beschwerde ein; in der anderen gewinnen wir, — da reicht der Gutsherr eine Beschwerde ein, und es will und will kein Ende nehmen. Endlich — Gott sei gelobt! — hatten wir es erlebt. Ein Gerichtsbeamter kommt und bringt uns die Resolution aus dem Obersten Ministerium. Da steht geschrieben: um die Uneinigkeit zwischen der Gemeinde und dem Gutsherrn zu schlichten, wird eine Gouvernementskommission ernannt, die an Ort und Stelle alles begutachten, die Dokumente prüfen, die Zeugen verhören und den endgültigen Urteilspruch fällen wird. Beide Parteien werden dazu verpflichtet und müssen sich am festgesetzten Tage mit ihrem gesamten Beweismaterial am streitigen Ort einfinden. Der Urteilspruch dieser Kommission unterliegt keiner Appellation, er wird bestätigt und ausgeführt. Nun, Gott sei gelobt — dachten wir. Jetzt wird uns gewiß Gerechtigkeit widerfahren, wenn die Kommission an Ort und Stelle urteilen wird. Hier wird ein jeder sagen können, was er weiß, man wird einen jeden anhören, und in diesem Falle wird man doch anerkennen müssen, daß wir Recht haben.

Unser Gutsherr, der eine ebensolche Resolution erhalten

hatte, machte ein langes Gesicht und ließ den Kopf hängen, doch dann fiel ihm wohl irgend etwas ein, er stieg in seine Britschke und fuhr nach Lemberg. Wohin er fuhr, das wußten wir nicht, aber später erzählten uns zwei von unseren Leuten, die damals in Lemberg waren, daß sie ihn gesehen hätten, wie er in der Stadt mit unserem Rechtsanwalt scharwenzelte. Selbstverständlich, erzählten sie es erst dann, als schon alles aus war! Es genügt, daß zwei-drei Tage später unser Gutsherr viel aufgeräumter und sogar fröhlich aus Lemberg zurückkehrte. Wir schauten ihn an, wußten aber nicht, was das auf sich haben könne.

Auch wir suchten unseren Rechtsanwalt auf. Er war sehr vergnügt. „Wir werden den Prozeß gewinnen, — sagte er. — Ich selbst, — sagte er, — werde mit euch am Ort des Streites vor der Kommission erscheinen. Doch tags zuvor kommt zu mir: Dorfälteste, Bevollmächtigte und Zeugen; bringt alle Papiere mit, über die ihr verfügt, man muß das alles durchsehen, muß sich beratschlagen. Ihr wißt doch, wie man sich während des Krieges zu einer Schlacht vorbereitet, so müssen auch wir uns vorbereiten. Kommt früh am Morgen, dann werde ich einem jeden sagen, was und wie er auszusagen hat, denn, seht ihr, — das ist eine verwickelte Sache, und mittags nehmen wir eine Fuhr und heidi ins Dorf, um am festgesetzten Tage zeitig an Ort und Stelle zu sein.“

Wir hörten auf seinen Rat und dankten ihm noch obendrein. Wir versammelten uns: der Dorfälteste, zwei Bevollmächtigte und drei älteste Landwirte im Dorfe als Zeugen, nahmen alle alten Papiere, die sich bei einem jeden aufreiben ließen, und reisten um Mitternacht, einen Tag vor der Ankunft der Kommission, nach Lemberg. Da kommen wir nun frühmorgens zum Advokaten — er ist nicht zu Hause, sei irgendwohin gegangen, werde aber gleich kommen, und man bittet uns zu warten. Wir warten und warten — der Advokat ist nicht da. Es ist schon zehn, elf, zwölf Uhr — noch immer keine Spur von ihm. Da bekamen wir Hunger und gingen zu unseren Fuhrn, um einen kleinen Imbiß zu nehmen. Eine Minute später kommen wir zurückgelaufen — der Rechtsanwalt

ist noch immer nicht da. Was für ein Unglück? Es ist schon ein, schon zwei, schon drei Uhr — jetzt müßten wir eigentlich schon nach Hause fahren, um bis zum Abend nach Hause zu gelangen, er aber ist noch immer nicht da. Später, so gegen vier Uhr, kommt er endlich nach Hause.

— Ach, ich bitte um Verzeihung, meine Herrschaften, aber es ist nicht meine Schuld, daß ich mich so verspätet habe, ich war im Gericht bei einer Verhandlung und die Verteidigung dauerte bis zu dieser Stunde. Aber das macht nichts, wir werden noch alles gut machen. Ich bitte in mein Zimmer!

— Vielleicht steigen wir lieber gleich in den Wagen und fahren ins Dorf, — sagte ich. — Da könnte der gnädige Herr dort die Papiere durchsehen und uns lehren, was wir sagen sollen.

— O, wir brauchen uns nicht zu beeilen, — sagte er, — wir haben noch reichlich Zeit, um dorthin zu gelangen und die Durchsicht der Papiere wird nicht lange dauern.

Wir folgten ihm in sein Zimmer und nahmen Platz. Man brachte einen ganzen Stoß Papiere. Er machte sich ans Lesen: liest, langsam, aufmerksam, fragt uns hin und wieder irgend etwas, wir antworten ihm, er liest wieder, inzwischen vergeht schon eine halbe Stunde, eine Stunde, zwei Stunden, er macht keine Miene aufzubrechen. Wir sitzen wie auf glühenden Kohlen, winden uns hin und her, schwitzen, er aber fragt uns immerzu, wie bei einer Protokollabfassung, liest in einem fort in den Papieren herum, brummt etwas, — zum Donnerwetter! Wir deuteten ihm schon einige Male an, es wäre an der Zeit aufzubrechen. Doch er wiederholt immer das seine: gleich, gleich! Und macht sich wieder ans Lesen. Als er alles zu Ende gelesen hatte, schlug es bereits sechs Uhr. Nun, denken wir uns, jetzt hat das Lesen ein Ende, jetzt fahren wir gleich! Hoho, warum nicht gar! Nun beginnt unser Advokat uns den ganzen Prozeß von Anfang an auszulegen, ausführlich, bis in die Einzelheiten, als ob wir rein gar nichts wüßten. Er spricht und spricht und wir wollen vor Ungeduld schier aus der Haut springen, ein jeder wäre gerne aufgesprungen, hätte ihm ins Gesicht gespuckt und wäre gegangen. Aber wo denn! Ferner

begann er uns zu belehren, wie wir der Kommission aussagen sollen, — und er lehrte uns wirklich gut! Die ganze Sache wurde uns so klar, jeder wußte nun so gut was er sagen sollte, daß es eine Freude war. Schade nur, daß die Uhr bereits neun-schlug, als dieser Unterricht zu Ende war. — Es war inzwischen schon ganz dunkel geworden. Er schien es erst jetzt bemerkt zu haben, und obendrein begann es noch zu donnern.

— Ei, was ist denn das, es ist ja schon Abend? — sagte er, indem er sich umschaute.

— Ja, es ist Abend, — antworteten wir wie Verurteilte.

— Was sollen wir denn jetzt machen? Wie sollen wir fahren?

— Weiß ich's denn? — erwiderte ich. — Jetzt ist es schwer zu fahren, der Weg ist schlecht und überdies ist es auch ziemlich weit, durch den Wald!...

— Wir wissen selbst nicht, was da zu tun ist, — ließen sich unsere Leute vernehmen.

— Und um welche Zeit muß morgen die Kommission eintreffen?

— Um zehn Uhr morgens.

— Um zehn Uhr? O, das ist Unsinn: ihr könnt hier übernachten und morgen stehen wir in aller Frühe auf und heidi ins Dorf, so schnell, daß die Staubwolken nur so herumwirbeln werden. Um acht Uhr sind wir dort. Geht hierher, dicht neben meinem Hause ist ein Wirtshaus. Der Schankwirt ist ein anständiger Kerl, dort werdet ihr übernachten und morgen, paßt nur auf, daß ihr euch nicht verspätet, ich werde auf euch warten.

Was tun? Ob wir wollten oder nicht, aber wir gingen halt. Der Schankwirt schien bereits auf uns gewartet zu haben.

— Kommt ihr vom Herrn Advokaten? — fragt er.

— Jawohl.

— Nun, nun kommt, ich werde für euch schon einen Platz finden, schlaft wohl! Vielleicht braucht ihr noch was?

— Gebt uns eine halbe Portion Schnaps pro Mann, da werden wir besser schlafen.

Wir tranken eins, legten uns zur Ruhe und schliefen sofort ein, wie die Marmelade. Ob wir lange schliefen, das weiß nur Gott allein. Es genügt zu sagen, als ich aufwachte, war draußen heller Tag. Ich eile zum Fenster, blicke auf die Sonne -- es muß schon Nachmittag sein. Ich blicke um mich -- alle unsere Leute schlafen, wie tot. Mein Gott, was ist denn das? Traum oder Wirklichkeit? Ich schreie aus Leibeskräften -- nein, das war kein Traum! Sie sprangen alle auf und stürzten ebenfalls zu den Fenstern. Was ist denn das? Es ist ja schon Nachmittag? Haben wir denn wirklich so lange geschlafen? O, ist das aber ein Unglück! Wir krümmen uns wie gesalzene Gründlinge und dabei rauscht es einem jeden im Kopfe, alle Knochen tun weh, als wären sie zerbrochen! Wir rufen den Schankwirt herbei: wieviel kommt Ihnen für das Nachtquartier zu? -- Nicht viel, nur sechs Rynski. -- Was? Wie? Wieso denn? -- Und er, der Bösewicht, sieht, daß wir es eilig haben, daß wir vor Ungeduld platzen und uns schier die Haare raufen wollen, -- er steht an der Tür und grinst und streichelt sich den Bart. -- So zahlen bei mir alle Gäste.

Einige von den Unsrigen begannen mit ihm herumzufeilschen, doch er läßt einen nicht mal zu Worte kommen. Wir warfen ihm das Geld hin, so viel, wie er es haben wollte, und eilten weiter, zum Advokaten. Wir kommen zu ihm gelaufen -- er ist nicht zu Hause, er hat früh am Morgen auf uns gewartet und ist dann allein hingefahren und hat uns aufgetragen, wir sollen ihm so schnell wie möglich nacheilen. Und unsere Papiere? „Die Papiere hat er hier gelassen, da habt ihr eure Papiere!“ Potztausend! Er ist weggefahren und hat die Papiere nicht mitgenommen! Barmherziger Gott, was da mit uns war, -- es graut einem direkt sich dessen zu erinnern! Was soll das werden, denken wir, man hat dort wohl die Sache schon ohne uns entschieden, die Gemeinde hat den Prozeß verloren, was wird man uns sagen? Was für ein weiteres Unglück erwartet uns nun? Als ob wir im voraus ahnen würden, was unserer harrete! Aber es war schon damals nicht schwer das alles vorauszusehen!

Wir jagten nach Hause und nicht ins Dorf, sondern gera-

deswegs auf den Weideplatz. Niemand da. In den Wald. Auch niemand. Und es ist schon bald Abend. Da eilen wir nach dem Gutshof — im Gutshof tönt Gesang, Lachen, Musik, dort gibt's ein Gelage — der Gutsherr bewirbt die Kommission. Wir schauen hin — auch unser Advokat ist drinnen im Zimmer, hochrot im Gesicht, lustig, gesprächig. Wieviel Flüche in diesem Augenblick auf seinen Kopf niederprasselten, so viel Glas Wein hat er wohl in seinem ganzen Leben nicht getrunken! Wir waren alle wie zu Stein erstarrt, sagten nichts und fragten auch nach nichts — was sollte das helfen? Wußten wir doch selber, daß unser Unglück schon da ist. So standen wir auf der Freitreppe wie die reinen Bildsäulen, standen und warteten, und wußten selbst nicht worauf und wozu. Die Herren erblickten uns, erhoben ein Gelächter drinnen im Zimmer, doch zu uns trat niemand heraus. Die herrschaftlichen Diener gehen an uns vorbei, lachen ebenfalls, verhöhnen und stoßen uns, sagen aber kein Wort zu uns. Die herrschaftlichen Hunde kommen heran, beschnuppern uns, manche von ihnen knurren, andere wieder gehen ruhig an uns vorbei. Und wir stehen nach wie vor wie leblos da. Es dämert schon, in den Zimmern leuchtet das Licht auf, die Herren und Damen beginnen irgend welche Lieder zu singen, draußen beginnt der Regen zu tröpfeln, wir aber stehen noch immer auf der Freitreppe, die Blicke unverwandt nach diesen leuchtenden Fensterscheiben gerichtet, am ganzen Leibe zitternd, Verzweiflung im Herzen.

Da, plötzlich, schon spät in der Nacht, öffnet sich die Tür und die Herren kollern einer nach dem anderen heraus und direkt — zu den Britschken. Allen voran — die Herren von der Kommission. Als sie an uns vorbeigingen, blieb der dickste von ihnen stehen, sah uns streng an und sagte:

— Wer seid ihr denn?

— Hiesige.

— Was wollt ihr?

— Wie steht es mit unserem Prozeß?

— Mit eurem Prozeß? Also jetzt erst kommt ihr um darüber zu fragen? O, ihr liderlichen Trunkenbolde! Seid ihr

des Weideplatzes wert, seid ihr des Waldes wert? Und den Bettelstab — den wollt ihr wohl nicht? Geht nur ruhig nach Hause und untersteht euch nicht daran zu denken! Die Jahre sind vorbei, als ihr vor Reichtum schier platzen wolltet! Dein Geld ist futsch, Iwan!

Die ganze Kommission lachte, die Herren nahmen in dem Wagen Platz und waren auf und davon. Nach der Kommission trat unser Advokat aus dem Hause, er schlich leise, wie ein Dieb, verwirrt und gleichsam betrunken an uns vorbei.

— Ach, ihr seid hier, ihr seid hier? — stammelte er. — Ich habe auf euch gewartet. Bei Gott, ich habe gewartet, weshalb seid ihr nicht gekommen?

— Hat Ihnen unser Gutbesitzer viel bezahlt, damit Sie uns in der Stadt aufhalten, solange die Kommission hier den Prozeß zu seinen Gunsten entscheidet?

— Was? Wie? Was? Eine Ehrenverletzung! — lallte er, während er in seinen Wagen stieg, und im Nu war auch er auf und davon.

— Mögest du dir das Genick brechen! — riefen wir ihm nach. Aber auch das war vergeblich: er hat sich das Genick nicht gebrochen, der Hund!

Plötzlich, wie aus der Erde gestampft, erschien vor uns unser Gutsherr. Er stand, hin und her wankend, in der offenen Tür.

— Ha-ha-ha, — sagte er mit betrunkenem Gelächter, — werte Gemeindeglieder, Bürger, Bevollmächtigte, was hört man denn dort? Wie geht's denn mit dem Prozeß? Macht nichts, macht nichts! Wartet mal, jetzt werde ich euch Mores lehren! Jetzt werdet ihr nach meiner Pfeife tanzen! Ich werde euch schon zeigen, wer ich bin!

Und er hielt Wort. Er packte uns so mit seinen Fäusten an, daß uns der Atem verging! Zwar ergab sich die Gemeinde nicht sofort. Wir reichten eine Appellation ein, doch die Appellation wurde abgelehnt. Da beschlossen wir unsere Rechte mit Gewalt zu verteidigen, doch damit schadeten wir uns selber nur noch mehr. Frauen, Kinder, Männer und Greise — alle rückten in Scharen aus dem Dorfe aus, um den

Gutsherrn zu verhindern die Weideplätze zu besetzen. Da rief der Gutsherr Soldaten herbei. Wir fielen vor den Soldaten auf die Erde und schrieten: „Zerstampft uns, erschießt uns, aber wir lassen von diesem Stück Boden nicht ab, der gehört uns!“ Doch die Soldaten schossen nicht und zerstampften uns nicht, sondern teilten sich nur in zwei Kompanien und sprengten zu Pferde über die Getreidefelder, über die Zäune, — ins Dorf. Wir mußten zurückkehren. Zwei Monate waren die Soldaten im Dorfe einquartiert; was es dort Bestes an Vieh gab, das schlachteten sie ab und aßen es auf, sie ruinierten uns gänzlich, aber als sie abfuhren, da konnte der Gutsherr ruhig sein: die Gemeinde war gebrochen und bis auf den Grund ruiniert und mußte sich ihm selbst unterwerfen.

Solches ist unser Los. Ob es je besser werden wird, ob wir wenigstens vor dem Tode freier aufatmen werden, — wer weiß es! Doch der Herr bemüht sich aus Leibeskräften die Fesseln noch fester zusammenzuziehen. Er errichtete im Dorfe fünf Kneipen, es gibt dort keine Schule, auch wählte er sich solch einen Geistlichen, der mit ihm unter einer Decke steckt; wir aber haben keinen, der uns einen Rat geben würde, wir leben wie die Ochsen im Joch und machen sogar den Kindern keine Hoffnungen auf ein besseres Los.

EIN GUTER VERDIENST

Ich bin ein armer Mann, habe keinen Flecken Land, — alles in allem eine Hütte, und auch die ist alt. Und dabei hab' ich eine Frau, zwei Kinderchen, mögen sie mir nur gesund bleiben; man muß von irgend etwas leben, muß sich irgendwie in der Welt durchschlagen. Meine zwei Jungens — der eine ist vierzehn, der andere zwölf, — arbeiten als Hirten bei guten Leuten und bekommen dafür ihr Essen und Kleider. Die Frau spinnt und verdient auch etwas damit. Nun, und ich Alter, was kann ich denn für einen Verdienst haben? Ich gehe ab und zu in den naheliegenden Wald, schneide Birkenruten und binde eine Woche lang Besen daraus, und am Montag nehmen ich und meine Frau zu je einem Bündel auf die Schultern und dann geht's los, nach Drohobitsch zum Verkauf. Der Verdienst ist dabei nicht groß, zu drei — vier Kreuzer pro Besen, dem Gutsherrn muß man aber für die Ruten zahlen, nun, da bleibt halt recht wenig übrig. Doch was ist da zu machen, man muß eben verdienen!

Und was haben wir auch für ein Leben! Kartoffeln und Kohlsuppe, manchmal irgendwelche Grütze und Brot, welches gerade da ist. Wenn Roggenbrot dann Roggenbrot, wenn aber Gersten- oder Haferbrot, so muß man auch dafür Gott danken. Im Sommer, da ist es noch halb so schlimm. Da kann man bei den Reichen etwas verdienen: hier hütetest du die Schwärme im Bienenstand, dort übernachtetest du im Obstgarten, beim Heu oder bindest Garben, wenn aber nicht, da gehst du mit dem Kescher zum Fluß und fängst Fische oder

bringst vor Sonnenaufgang Pilze aus dem Walde, — aber im Winter, da gibt's das alles nicht. Was wir von den Leuten für unsere Arbeit kriegen, davon zehren wir und manch liebes Mal schwellen wir vor Hunger. So leben halt die Arm-bauern.

Aber seht, es fand sich doch ein guter Mensch, der uns um unser Auskommen beneidete! Wie's scheint, Alter, hast du zu viel Hab und Gut, wirst viel zu dick werden, zu gut leben! Da hast du's! Und er brockte uns so was ein, daß sich Gott erbarme!

Hört, wie das war.

Da gehe ich also einst durch die Stadt und trage die zusammengebundenen Besen auf einem Stock über der Schulter; ich gehe und schaue mich nach allen Seiten um, ob mir nicht jemand zuwinkt oder ruft: „He da, Alter, was kostet ein Besen?“ Ringsum ist natürlich eine Unmenge Volk, es ist ja heut Markttag. Ich schaue mich um und sehe, — hinter mir her geht irgend ein Herr, bucklig, großköpfig wie eine Eule, mit grauen bösen Froschaugen. Er geht und schielt immer wieder nach mir. Ich bleibe stehen und denke mir, vielleicht will er was; doch er sagt nichts, steht und schaut nach der anderen Seite, als wenn ich ihn gar nichts angehe. Ich gehe weiter, er folgt mir wieder. Mir wurde es unheimlich zumute. — Zum Teufel! — denke ich im Stillen, — was ist denn los? — Da schreit eine Frau von der Seite:

— He, Alter, was kostet ein Besen?

— Fünf Kreuzer, — sage ich.

— Wieso denn — fünf? Da habt Ihr drei.

— Gib vier!

— Nein, drei.

— Nein, vier.

Wir einigten uns auf dreieinhalb Kreuzer. Ich nehme mein Bündel von den Schultern herab, binde es ruhig auseinander, gebe der Frau einen Besen — da kommt auch das bucklige Herrchen auf mich zu.

— Wie teuer verkauft Ihr die Besen? — fragt es mich.

— Fünf Kreuzer das Stück, gnädiger Herr, — sage ich, — kauft doch, das sind feine Besen.

Er nahm einen Besen und musterte ihn.

— Ja, ja, — spricht er, — da ist nichts zu sagen, die Besen sind gut. Und woher seid Ihr?

— Aus Manastyrez.

— So, so, aus Manastyrez. Verkauft Ihr oft Besen?

— Nein, nicht oft. Bloß einmal in der Woche, montags.

— Aha, aha, jeden Montag? Und verkauft ihr jeden Montag viel davon?

— Je nach dem, gnädiger Herr, manchmal verkaufen ich und meine Frau alles, was wir auf den Markt bringen, und manchmal auch nicht.

— Hm, also Ihr verkauft zusammen mit der Frau. Ihr bringt so einen Bündel ein jeder?

— Jawohl, gnädiger Herr. Manchmal so einen und manchmal einen größeren.

— Aha, aha! Und könnt ihr im Laufe einer Woche viele solche Besen binden?

— Je nach dem Bedarf, Herr. Im Sommer verkauft man weniger davon, da mache ich ihrer halt weniger. Im Herbst und im Winter wird aber mehr von dieser Ware verlangt.

— Ja, ja, selbstverständlich. Seht, ich bin Lieferant der kaiserlichen Magazine, da brauche ich viele solche Besen, so gegen hundert Stück. Könntet Ihr mir nächste Woche hundert Besen anfertigen?

Ich sann eine Weile nach und sagte dann:

— Warum denn nicht, ich werde es schaffen. Und wohin soll ich sie dem Herrn bringen?

— Hierher, — sagt der Herr und zeigt auf ein Haus. — Vergeßt es aber nicht und bringt sie bestimmt. Ich werde Euch dann gleich bezahlen. Wie sagtet Ihr doch vorhin, was kostet das Stück?

— Da der Herr schon so viel nimmt, so werde ich sie billiger rechnen, zu vier Kreuzer das Stück.

— Nein, nein, nein. Ihr sollt sie nicht billiger rechnen! Ich kann auch zu 5 Kreuzer das Stück bezahlen!

— Gott segne den gnädigen Herrn!

— Nun, nun, lebt wohl! Und vergeßt es ja nicht, kommt in einer Woche wieder!

Mit diesen Worten hinkte das Herrchen davon und ich blieb allein. — Das ist aber ein feiner Herr, — denke ich mir, — der feilscht ja gar nicht wegen dem Preise und bestellt doch Besen für solch eine Summe! Das wird ja einen ganzen Fünfer ausmachen! Und ich wollte schon so schlecht von ihm denken, als er mir so nachstieg. Möge ihm Gott ein langes Leben bescheren! Da habe ich doch wenigstens einmal einen guten Verdienst!

Eilig suche ich meine Alte auf.

Wir verkauften unsere Ware, oder verkauften sie auch nicht, kauften Salz, Streichhölzer und was wir sonst noch brauchten, und traten den Heimweg an. Ich sage zu der Alten — soundso, ein guter Verdienst steht mir in Aussicht, es wird reichen um die Steuern zu bezahlen und ihr für den Winter die Stiefel auszubessern. Sie war ebenfalls erfreut.

— Wir werden uns beide an die Arbeit machen müssen, — sagt sie, — sonst wirst du in einer Woche mit der ganzen Arbeit nicht fertig. Da werde ich halt alle meine Arbeit aufschieben!

Güt. So eilten wir plaudernd nach Hause, ja wir liefen beinahe, um keine Zeit zu verlieren.

Noch am selben Tage machten wir uns so eifrig an die Arbeit, als wäre es nicht Arbeit, sondern heiße Kohlsuppe. Wir brachten einen ganzen Schober Birkenruten herbei, in der Hütte sieht's aus wie in einer richtigen Fabrik. Ich breche die kleinen Äste ab, sie reißt die Blätter herunter, die Hände hat sie sich wundgerieben dabei, dann beschnitt ich die dickeren Enden mit einem Messer, legte sie zurecht, band sie zusammen, behobelte die Besenstiele — die Arbeit war in vollem Gange. Als der Sonntag kam, war ein ganzes Hundert Besen fertig und zu Bündeln zu je fünfundzwanzig Stück gebunden. Alles war schon so angepaßt, daß jeder von uns zwei solcher Bündel über die Schulter nahm — das eine Bündel hängt vorne auf der Brust, das andere — auf dem Rücken. Montags

nehmen wir zwei gute Stücke in die Hände, laden uns die Bündel auf und heidi — nach der Stadt! Heiß war es — Gott erbarm dich! Der Schweiß rinnt nur so in Strömen von uns herab, im Halse ist es ganz trocken, doch was war zu machen? Es handelte sich ja um einen guten Verdienst!

Wir kommen in die Stadt, alle Kaufleute glotzen uns an. Man hat noch nie gesehen, daß jemand so große Bündel getragen hätte.

— Hör mal, Alter, — spottet man über uns, — du hast wohl dein Pferd verkauft, daß du selbst eine Fuhre voll Birkenruten ziehst?

— Heda, Alter, — schreien andere, — wem hast du denn den Birkenhain da abgekauft? Hast wohl mit deiner Alten einen Birkenhain auf den Stadtmarkt zum Verkauf gebracht? Was kostet denn dieses Birkenwäldchen?

Wir aber schweigen; atmen kaum, die Augen quillen uns aus den Augenhöhlen hervor, doch wir gehen weiter. Gott sei gesegnet, wir kamen mit Mühe und Not bis an das Haus gekrochen, wo uns der Herr warten ließ, treten vor die Freitreppe und bums! — werfen wir unsere Bündel auf die Erde, fallen selbst wie tot auf diese Bündel und verschnaufen so, daß uns schier die Zunge zum Munde heraushängt. Jedoch läßt sich niemand sehen, doch da, plötzlich, knarrt ein Fenster und unser Herr blickt hinaus.

— Aha, — sagt er, — das seid Ihr, Männlein?

— Jawohl, Herr, das bin ich mit den Besen.

— Gut, gut, ich komme gleich zu Euch heraus.

Er schloß das Fenster. Wir warten. Nach einer ganzen Weile kommt er heraus.

— Nun, habt Ihr die Besen gebracht?

— Ja, Herr, hundert Stück, wie der Herr gesagt hat.

— Aha, aha, das ist gut. Doch wißt Ihr, daß ich sie jetzt nicht brauche, nehmt sie wieder mit, mögen sie noch eine Zeitlang bei Euch bleiben oder Ihr könnt sie auch verkaufen... Wenn ich aber welche brauchen werde, dann lasse ich es Euch sagen. Und jetzt nehmt diesen Schein da, Ihr werdet

ihn dem Dorfältesten zeigen und der wird Euch schon sagen, was Ihr zu machen habt.

— Nanu, wieso denn, — sage ich. — Damals hat der Herr sie bestellt und jetzt nimmt er sie nicht?.

— Nein, ich nehme sie nicht, — sagte er sanft, — denn jetzt brauche ich sie nicht. Doch Ihr braucht jetzt keine Angst zu haben, ich werde Euch nicht vergessen. Da habt Ihr diesen Schein, nehmt ihn!

— Wozu brauch' ich Euren Schein? Was soll ich mit ihm anfangen?

— Nehmt ihn, nehmt ihn nur, — sagt er. — Übrigens, wenn Ihr es nicht wollt, so tut wie es Euch beliebt. Und jetzt geht mit Gott.

Offen gestanden, wollte ich ihm jetzt den Standpunkt tüchtig klarmachen, doch er wandte sich um und zurück ins Haus. Wir blieben wie begossene Pudel stehen. Was war aber weiter zu machen, wir nahmen unsere Besen und gingen auf den Markt, um wenigstens etwas zu verkaufen.

Etwa eine Woche später läßt mich der Dorfälteste rufen. — Was für ein Unheil? — denke ich nur. Ich komme, da lacht der Dorfälteste und sagt:

— Nun, Großvater Panjko (alle nennen mich Großvater, obwohl ich noch gar nicht so alt bin), du bekommst eine gute Botschaft.

— Was ist's denn für eine Botschaft? — sage ich und staune.

— Diese da! — und er nimmt ein Papier heraus, dasselbe, das mir jüngst der Herr gegeben hatte, faltet es auseinander und beginnt irgend etwas zu lesen, wovon ich außer meinem eigenen Namen absolut nichts verstehe.

— Nanu, was steht denn da geschrieben? — frage ich.

— Es steht hier geschrieben, Alter, daß du steinreich bist, jede Woche hundert Besen verkaufst, das Geld mit einem Spaten schaufelst, und es wird befohlen, dir diesen Blutegel da anzusetzen.

— Welchen Blutegel? — frage ich und traue meinen Ohren nicht.

— Diese Liste da, du Ärmster.

— Eine Liste? Was für eine Liste? Für wen?

— Ei, Alter! Stelle dich nicht taub, wenn du gut hören kannst! 's ist doch nicht für mich, sondern für dich! Du sollst außer der Haussteuer noch Einnahmesteuern im Betrag von fünfzehn Rynski jährlich zahlen.

— Fünfzehn Rynski jährlich? Herrgott! Aber wofür denn?

— Für die Besen! Hörst du, der Herr Steuerkommissar hat dich in die Steuerliste eingetragen und sagt, daß du jede Woche hundert Besen verkaufst.

Ich blieb wie angewurzelt stehen, grad' wie Simeon der Säulenheilige, der, wie man sagt, fünfzig Jahre wie eine Säule auf einer Stelle gestanden hat. So, als hätte ich Nieswurz gegessen.

— Herr Dorfältester, — sagte ich nach einer Weile, — ich werde nicht zahlen.

— Du mußt!

— Nein, ich tu's doch nicht. Was könnt Ihr mir machen? Was kann ein Nackender am Busen verstecken? Ihr wißt doch, daß ich an den Besen im ganzen Jahre kaum fünfzehn Rynski verdie.

— Was weiß ich? Der Herr Kommissar muß das besser wissen, — sagt der Dorfälteste. — Meine Sache ist die Steuer zu erheben, wenn du aber nicht zahlen willst, so werde ich den Steuereinnehmer schicken.

— Hoho! Schickt ihn meinerwegen sofort! Der Steuereinnehmer wird verrecken, ehe er bei mir etwas findet.

— Nun, so werden wir deine Hütte und die Beete verkaufen und euch auf die Straße setzen. Das, was dem Kaiser gehört, darf nicht verloren gehen.

Ich schrie auf, als hätte man mich mit einem Messer gestochen.

— Siehst du, — sagt der Dorfälteste, — wirst du jetzt zahlen?

— Ich werde zahlen, — sage ich, denke aber im Stillen anders.

Drei Jahre vergingen. Ich zahlte keinen Kreuzer. Sobald

die Steuereinnahmer kamen, versteckte ich mich mit meiner Frau im Gestrüpp, wie vor den Tataren, und verschloß die Hütte. Die Steuererheber kamen, klopfen, fluchten und trabten weiter. Zweimal wollten sie gewaltsam ins Haus eindringen, doch beide Mal hielten gute Leute sie davon ab. Als aber das vierte Jahr kam, da war alles aus. Weder Bitten noch Tränen halfen. Inzwischen war der Betrag meiner Steuern bis gegen sechzig Rynski gestiegen. Man erteilte aus der Stadt den Befehl, das Geld sofort zu erlegen, wenn aber nicht, — da sollte die Hütte versteigert werden. Ich lief schon nicht mehr davon, ich sah, daß das alles nicht helfen würde. Nun, und was war denn weiter? Man setzte die Versteigerung fest, mein Hab und Gut wurde rund auf sechzig Rynski taxiert. Der Tag der Versteigerung bricht an, man hämmert, ruft die Käufer zusammen... „Wer gibt mehr?“ — Warum nicht gar, wenn niemand auch so viel geben will. Zehn... Zwölf... man steigerte es kaum bis auf fünfzehn Rynski und verkauften es auch alles zu diesem Preis. Ich aber lache und sage zum Dorfältesten:

— Na, seht Ihr, ich habe Euch doch betrogen! Hab' ich Euch denn nicht gesagt, daß man von einem Nackenden nichts nehmen könne?

— Hol dich der Kuckuck, Alter, du hast hier nichts mehr zu suchen!

Unsere Hütte wurde von Jonas für einen Kälberstall gekauft und ich und mein Weib siedelten, wie ihr seht, zu fremden Leuten über. Wir leben wieder nach dem alten. Sie spinnt, die Jungen hüten fremdes Vieh und ich verfertige Besen. Und wir schlagen uns doch irgendwie durch, obgleich auch ohne Steuerliste.

DER SCHÄFER

Hundert Meter unter der Erde, auf der Tiefe eines zehn-Meter-Stollens, in stickiger, von Naphthadampf durchtränkter Luft arbeitet ein Arbeiter. Ein Mal über das andere hämmert er mit dem Bohrfäustel gegen das schlammige Gestein und reißt von ihm Schmutzklumpen ab. Doch das Gestein ist hart und geizig und läßt nur kleine Stücklein von seinem Körper abhauen. Es stöhnt und dröhnt dumpf unter den Hammerschlägen, als ob es weinen, als ob es drohen würde; es schwitzt stinkenden Schweiß, gibt jedoch nicht nach, hält hartnäckig seine geheimen Schätze verborgen. Der Arbeiter, ein kräftiger Bursche, der kürzlich aus den Bergen nach Borislav auf der Suche nach Verdienst gekommen ist, beginnt sich zu ärgern.

— He! — ruft er, aus Leibeskräften in die Grube dreinhauend, in die er schon dreimal gehämmert, ohne einen Klumpen abhauen zu können. — Wie lange wirst du noch standhalten? So gib doch nach!

Und er hämmerte aus Leibeskräften in die Grube los, um einen Klumpen abzuhauen. Der Klumpen gab schließlich nach, er packte ihn mit beiden Händen und warf ihn in den Kübel.

— Zum Teufel, noch einmal! Gehe ans Licht! Schau dir mal die Sonne an! — sprach er dabei. — Ja, ja, du Lümmel! Ich scherze nicht. Mit mir sollst du nicht spaßen, denn ich kann auch noch mit einem ganz anderen fertig werden, als du! Du weißt nicht, was das heißt — siebenhundert Schafe. Das

ist nicht dasselbe, wie ein paar Steinklumpen, aber ich verstand es auch mit ihnen fertig zu werden. }

Und er nimmt den vollen Kübel am Henkel, trägt ihn in den Schacht, hängt ihn an das Seil und klingelt, daß man ihn hinaufziehe, er selbst aber kehrt mit einem leeren Kübel in den Stollen zurück und macht sich wieder an seine Arbeit. Seine Gedanken laufen den Schafen auf der Bergweide nach und um die Einsamkeit und die Finsternis zu verscheuchen, ergötzt er sich an diesen Gedanken, plaudert darüber mit dem Lehm, mit dem Bohrfäustel, mit dem leeren Kübel und mit der Axt—denn das sind seine einzigen Gefährten hier, im tiefen Abgrund.

— Du glaubst wohl, du Einfaltspinsel, daß das eine kleine Arbeit ist—siebenhundert Schafe! Das lebt ja alles, das hat ja jedes seinen eigenen Verstand. Freilich, einen kleinen Verstand—'s ist ja stummes Vieh, aber es hat ihn doch. Wenn sie in den Wald oder auf die Bergweide kommen, da halten sie sich in einem Haufen. Sie laufen nicht nach allen Seiten auseinander, eines hierher, das andere dorthin, so wie das Rindvieh, sondern immer in einer Schar. H-he!

— Aber der Bösewicht, der Bär,—der wartet nur darauf. O, der hat auch Verstand! Und was für einen! Und nicht umsonst, Gevatter Petz! Er sitzt hinter einem Baumstumpf und wartet, bis sich eine ganze Herde Schafe im Windbruch verirrt, da macht er nur einen Satz,—und hat sie alle, wie in einem Stall. Und erdrosselt sie alle, bis auf das Letzte. Und sie, die Ärmsten, sie meckern sogar schon nicht mehr, sie stauen sich nur zu einem Haufen und warten still auf ihren Tod. H-he!

— Einen Stock in der Hand, eine Flinte über der Schulter, eine Schalmei am Gurt, so machte ich mich jeden Morgen mit den Schafen auf den Weg. Drei Hunde,—einer der Herde voran, zwei von den Seiten und ich hinterdrein. So gehe ich und bleibe ab und zu stehen. Die Schäflein zerstreuen sich wie ein Bienenschwarm über das frische Grün. Ein schwarzes Häuflein, ein weißes Häuflein, ein schwarzes

Häuflein, ein weißes Häuflein. Hier pflückt es einen Grashalm, dort pflückt es wieder einen und so weiter, und so weiter. Es weidet nicht so, wie anderes Vieh, es pflückt nur hin und wieder einen Grashalm, wie ein Kind, als würde es spielen, als würde es wohin eilen. Und allen voran schreiten die Schafböcke, die Leiter. Man braucht die Herde nicht zu rufen, nur sie allein: A-br-br! A-drja-ul

Die Schäferrufe hallen im dunklen Stollen wider, verschmelzen mit den dumpfen Schlägen des Bohrfäustels.

— Schön ist's dort bei uns in den Bergen, auf der Alm! O, wie schön! Delikat! Nicht so wie hier bei euch, mag euch doch alle...

Er wollte fluchen, schlug sich jedoch mit der Hand auf den Mund. Seine Seele weilte jetzt in der Atmosphäre der Poesie, inmitten der lebendigen Natur, die feinfühlig und sehend ist, und er fürchtete sich, sie zu kränken, denn er befand sich in ihrem Bann.

— Schön ist's dort bei uns! Ich habe lange als Mitarbeiter geschuftet, litt schwere Not, rackerte mich für Fremde ab, aber dennoch ist's mir nicht schwer mich daran zu erinnern. Wenn man auf die Alm hinausgeht, da ist's grün ringsum, nur die Wiesendisteln schmiegen ihre weißen Köpfchen an die Erde, es ist, als wenn neugierige Augen aus dem Gras und dem Moos hervorlugen. Es ist kalt. Der Wind zerrt einen hin und her. Du atmest aus voller Brust. Alles duftet ringsum, alles haucht dich mit Gesundheit und Kraft an. Unten umgürtet der Wald die Bergweide mit seiner schwarzen Wand und über dir ragt der runde Berggipfel empor. Still ist's ringsum dich her, nur die Schafe rascheln leise im Farnkraut, ab und zu ertönt Hundegebell, das Klappern einer grünen Goldamsel im Walde oder der Schrei eines Eichhörnchens. Ich gehe langsam, bleibe stehen, hole die Schalmei hinter dem Gürtel hervor und spiele auf, schmettere, stimme ein Lied an, so daß das Herz in der Brust jauchzt oder die Tränen in die Augen kommen! H-he! Zum Kuckuck! So gib doch nach! H-he!

Ein Klingelzeichen von oben. Der leere Kübel ist da. Der

Arbeiter nimmt seinen vollen Kübel, trägt ihn in den Schacht und sendet ihn nach oben, er selbst aber kehrt mit dem leeren Kübel zurück. Er kehrt in kampflustiger Stimmung zurück, denn er beginnt bereits Hunger zu spüren. Er schlägt wütend mit dem Bohrfäustel los, haut den Lehm in großen Stücken ab, kämpft in seinen Träumen mit einem Bär.

— Ho-ho, Gevatter! So geht das nicht! Ein Schaf, das ist noch nichts, aber heute hast du eins geschunden, morgen wirst du zwei schinden und übermorgen wirst du mir die halbe Herde umbringen. Nein, mein Bester! So haben wir das nicht abgemacht! Du glaubst, ich trage die Flinte nur zum Bange-machen! Ho-ho! Mir soll es nicht an einer Nacht liegen, ich werde dir schon im Windbruch aufzulauern wissen! Mir ist ganz gleich, ob Leben oder Tod, aber mit dir muß ich abrechnen!

Er haute ein paar Mal, dann hielt er inne und ruhte aus, auf den Griff des Bohrfäustels gestützt.

— Der böse Petz! Drei Nächte lang quälte er mich! Hat wohl die Gefahr gewittert, ist nicht gekommen. Doch mich kann man nicht foppen! Wenn ich mir schon was in den Kopf gesetzt habe, dann laß ich nicht davon ab. In der vierten Nacht ist er doch gekommen. Finster war es, daß man sich die Augen ausstechen konnte. Der Wind ächzt in den Fichtengipfeln. Unten rauscht der Strom und ich sitze zwischen den Wurzeln eines riesigen Windbruchs zusammengekauert, halte die Flinte bereit, warte und horche. Ich höre schon, daß er kommt, ich weiß, daß er an mir vorübergehen muß, und ich sitze und halte den Atem an. Das Knistern ist schon ganz nahe zu hören. Ich reiße die Augen auf, da rückt auch mein Gevatter, wie ein Heuschaber im Dunklen an mich heran. Er hält die Schnauze hoch, schnüffelt in der Luft, geht langsam und vorsichtig. Die Augen wollen mir aus dem Kopfe springen, so gespannt blicke ich ihn an, um ihn direkt unter das linke Schulterblatt zu treffen. Plötzlich bleibt er stehen, wendet den Kopf zur Seite, schnaubt. Er wittert Pulver. Macht auf der Stelle kehrt, um sich rasch aus dem Staube zu machen, und im selben Augenblick bums, bums! Ich jagte ihm aus beiden

Gewehrläufen zu je einer Kugel ein. Der Gevatter schrie nicht einmal auf, er stürzte zu Boden, wie vom Blitz getroffen. Aber das dauerte nur eine Minute. Im nächsten Augenblick springt er auf, brüllt, stellt sich auf die Hinterbeine und geht direkt auf mich zu. Ich hatte ihn wohl nicht ins Herz getroffen. Ich sitze schon, rühr mich nicht von der Stelle. Ich habe nicht wohin zu fliehen und es bleibt keine Zeit die Flinte zu laden. „Na, — denke ich, — wenn ich schlecht gezielt und ihn nur gekratzt habe, dann ist es aus mit mir. Übrigens — Gottes Wille geschehe. Die Mutter hat mich einmal geboren.“ Doch ehe es so weit ist, habe ich ja noch mein Beil hinter dem Gurtriemen. Ich spuckte mir auf die Handfläche, ergriff die Axt, stellte die Füße, die sich gegen zwei Wurzeln stemmten, fester auf, lehnte mich mit den Schultern an die ineinander verflochtenen Windbruchwurzeln, die wie ein Wald in die Höhe ragten, biß die Zähne zusammen, senkte den Kopf, um besser zu sehen, und wartete auf den Gevatter. Der ist schon ganz nahe. Er hält sich mit den Tatzen an den Wurzeln fest, schnuppert und brüllt, brüllt wie ein ergrimter Trunkenbold, der kein vernünftiges Wort sagen kann und nur fühlt, daß er wütend ist, und brüllt, und vorwärts drängt. Da witterte er meinen Fuß und langte nach ihm mit seiner Tatze. Es war so, als hätte er mich mit Brennesseln verbrannt, aber nicht schlimmer. Und in diesem Augenblick drang die Schneide meines Beils bis an den Beilrücken in den Kopf des Gevatters und zerspaltete ihn. Der Bär stöhnte noch einmal auf, so schwer, so kläglich, wie eine gemarterte Sünderseele, dann stürzte er zu Boden, und verschwand im undurchdringlichen Dunkel, in einem Loch mitten im Windbruch. Ich hatte keine Zeit mein Beil herauszuziehen, so rollte es auch mit ihm zusammen hinab. Da sprang ich aus dem Windbruch heraus, flink in die Schlucht hinab, durch die Wacholderbüsche, war in einem Atemzuge auf der Alm bei der Schafherde angelangt, dann ging's durchs Walddickicht auf dem Bergpfad, dann wieder durch den Wald auf die Waldlichtung hinaus und das Ufer der Stucka entlang. „Bist du das, Panjko?“ — fragte der älteste Hirt aus der Hütte. „Ja ich bin's, macht auf.“ Er stand

auf, zündete die Laterne an, öffnete die Tür. „Nun, was?“ „Nichts“, antworte ich. „War der Bär da?“ „Ja, er war da.“ „Und ist wieder weggegangen?“ „Nein, er ist nicht wieder weggegangen.“ „Wo ist er denn?“ „Er liegt.“ „Was hast du.“ „Der Hirt sprach den Satz nicht zu Ende. „Du meine Güte, was hast du am Fuß?“—schrie er. „Am Fuß?“ ich wußte selber nicht, was ich am Fuße hatte, und erst jetzt, als ich hinblickte, sah ich, daß der ganze Schuh und der Fußlappen und die Schnur, die den Schuh zusammenband, mit Blut bedeckt waren, und daß das Blut meine Spuren überströmte. Ein Mal nur, ein einziges Mal versetzte mir der Bär mit der Tatze eins auf den Fuß und zerriß mit einem Schlage den Schuh, den Fußlappen und den Fuß bis an den Knochen. Als man den Fuß enthüllte, wurde ich ohnmächtig: ich hatte viel Blut verloren. Doch der älteste Hirt, recht schönen Dank ihm dafür, stillte das Blut, schmierte mir den Fuß mit irgend einer Salbe und eine Woche später war ich schon gesund. Den Bären aber fand man am nächsten Tage tot, mit meinem Beil im Schädel.

Wieder ein Klingeln, wieder trägt der Arbeiter einen vollen Kübel Lehm in den Schacht und bringt einen neuen Kübel, und wieder bohrt er weiter und spricht dabei mit sich selbst und füllt das finstere unterirdische Gewölbe nicht nur mit dem Klopfen seines Bohrfäustels, sondern auch mit dem Laut seiner Worte, mit der Poesie seiner Wälder und Almen aus. Je hungriger er wird, je schwächer von der Anstrengung und der stickigen Luft, um so trüber werden seine Gedanken. Er erinnert sich an den Fladen aus Hafermehl, an Kartoffeln und an den dünnen Hafermehlbrei, die im Winter seine einzige Nahrung waren, an das langweilige Dreschen und an die noch langweiligere Untätigkeit während des großen Fastens, an die schwere Zeit vor der Ernte, an Krankheiten und an den Zank wegen eines Stückes Brot oder einer noch nicht garen Kartoffel. Er erinnert sich dessen, wie jetzt die Schäferei in Verfall gerät, weil Kaufleute die Bergweiden angekauft haben und weil es für diese da vorteilhafter ist Ochsen und nicht Schafe weiden zu lassen. Mit Ochsen ist das aber schon nicht mehr derselbe Dienst wie mit Schafen.

O, das ist ein schwerer, schlechter Dienst! Hier kriegst du weder Schafsmolke noch frischen Schafskäse, weder Brynsa* noch Banusch** zu essen. Du lebst wie ein Hund und hältst Wache wie ein Hund! Und er gab schnell diesen Dienst auf, hörte auf einen Kameraden, der ihm riet nach Borislaw zu gehen, Geld zu verdienen und sich dann mit einer Frau zu verheiraten, die Land und Wirtschaft besitzt (mit Geld nimmt man einen jetzt überall auf!) und selbständige Wirtschaft zu führen. Er erinnerte sich sogar eines Liedchens, das ihn dieser Kamerad gelehrt hatte:

O, ich geh nach Borislawka,
Werde Geld verdienen, —
Kehr zurück aus Borislawka,
Werde selber Wirtschaft führen.

Er versuchte dies Lied mit seiner starken Schäferstimme zu singen, doch daraus wurde nichts. Wie dem auch sein mag, aber das Singen wollte ihm im Stollen, hundert Meter tief unter der Erde, auf keinen Fall gelingen.

Und er bohrte ärgerlich weiter in der Erde. Er beginnt sie zu hassen, diese dunkle, schwere, unbarmherzig harte Erde, die seinem Bohrfäustel so beharrlich nicht nachgeben will.

— Bist du aber hart, du heilige Erde! — sagt er. — Und wer weiß, ob du heilig bist, oder nicht?

Er hält in seiner Arbeit inne, richtet sich auf und beginnt über diese Frage nachzudenken, als ob sie wer weiß wie wichtig wäre.

— Wirklich, ob sie hier heilig ist? Dort, oben, da ist sie es bestimmt. Man heiligt auf ihr das Wasser, besprengt sie damit und liest auf ihr Gottes Wort. Aber hier? Seitdem die Welt entstanden, ist wohl weder ein Tropfen geheiligten Wassers noch der Laut von Gottes Wort hierher gedrungen. Nicht ohne Grund ist hier solch ein Qualm. Das kommt gewiß nicht vom Heiligen sondern vom Teufel. Aus diesem Wachs darf man keine Kerzen für die Kirche machen, man sieht, daß das Unrat, Schmutz ist. Gott, vergib mir meine

* Brynsa — Käse aus Schafsmilch.

** Banusch — Maisuppe mit Schafsbutter.

Sünden! Der Mensch dringt auch in solch einen Ort ein, reißt das unreine Gut an sich. Und das soll zu seinem Besten reichen? O, du meine Güte, nein! Das führt zu nichts Gutem! Und der Genosse, der mir geraten hatte, hierher zu gehen — ist er denn nicht in einem ebensolchen Stollen umgekommen? Er wurde verschüttet, erstickte und man hat sogar seinen Leichnam nicht herausholen können. Der Böse hat sich mit ihm verschluckt!

Und er beginnt noch eigensinniger zu bohren. Nach dem Knurren in seinem Magen erkennt er, daß es schon bald Mittag sein muß, und er wartet auf das dreifache Klingelzeichen, — den Augenblick, wenn man ihm befohlen wird, nach oben zu steigen. Indessen arbeitet seine Phantasie unermüdlich, sie entrollt vor ihm immer neue Bilder, herrliche, stille, helle Bilder der Bergweiden, Wälder, der Schafferde und aller bescheidenen Abenteuer des Schäferlebens. Vom Schicksal in den tiefen unterirdischen Stollen geworfen, fühlt er selbst, daß diese früheren Tage unwiderruflich vorbei sind, daß sein Lebensweg eine andere Wendung genommen hat, daß er das einstige patriarchalische Leben gegen ein neues, seinen Ahnen und Urahnen unbekanntes Leben eingetauscht hat, das zuerst schrecklich und seltsam scheint, doch in gar mancher Beziehung besser, freier und breiter ist als das alte. Doch dies alte Leben lebt in seinen Erinnerungen fort; von ihm ist noch so viel geblieben, um die Finsternis und Einsamkeit des neuen Lebens mit seinem poetischen Zauber zu erfüllen und zu beleben. So verbirgt sich die Sonne häufig hinter einer Wolke und von der ganzen Herrlichkeit des Sommertages, von der ganzen Licht- und Farbenpracht bleibt nur gerade so viel, um den Rand der schweren Wolken, die drohend über dem Westen hängen, mit ihrem Schimmer zu vergolden.

DER MAURER

Dieses Klopfen, dieses Poltern, das Geschrei auf der Straße gerade gegenüber meinem Fenster verscheuchen jegliche Gedanken aus meinem Kopfe, lassen mir keine Minute Ruhe, lenken mich von der Arbeit ab! Und ich kann nirgends fliehen, mich nirgends von diesem unaufhörlichen Gepolter verbergen: von früh bis spät hört es nicht auf, und wenn ich mich schlafen lege, von der Tageshitze abgemartert, da höre ich es deutlich selbst im Traume. Denkt euch nur, das dauert schon ganze zwei Monate! Seit man gegenüber meinen Fenstern dies unselige steinerne Gebäude zu bauen begann,—seit der Zeit habe ich keine einzige Zeile geschrieben und das Klopfen und Poltern in meinen Ohren verstummt nicht.

Da ich selber nicht arbeiten kann, setze ich mich tagaus tagein ans Fenster und sehe der Arbeit der anderen zu. Von der Bewegung, dem Hin und Her, der Arbeit von einigen Dutzend Menschen, die in diesem engen Ort auf und ab huschen und wie die Ameisen in einem Haufen wimmeln, verflüchtet sich die nervöse Gereiztheit. Ich beruhige mich, indem ich zusehe, wie nach und nach unter den Händen dieser Masse des Arbeitsvolkes ein großes steinernes Gebäude emporwächst, wie seine Mauern in die Höhe wachsen, wie der Kalk zischt und dampft, der in großen hölzernen Kisten gelöscht und so in die Gruben befördert wird, wie die Maurer die Ziegelsteine behauen, und sie dem gehörigen Platz anpassen, wie Frauen und Mädchen Zement in Eimern tragen, durch deren Henkel ein Stock gesteckt ist, wie Handlanger, zu einem Bogen zusammengekrümmt, auf hölzernen Tragen, die

ihnen wie ein Joch auf die Schultern von beiden Seiten des Halses gelegt sind, die Ziegel die Baugerüste hinauf befördern. Die gesamte schwere tagtägliche Arbeit dieser Menschen schwebt wie eine Wolke an mir vorbei, und wenn ich ihre Schreie, Scherze und Gespräche höre, dann vergesse ich mich selbst und es ist mir so, als wenn ich in irgendeinem uferlosen, undurchsichtigen Nebel versinke und rasch und nicht faßbar fließt eine Stunde nach der anderen, ein Tag nach dem anderen vorbei.

Nur diese Aufseher mit ihrem Geschrei, ihrem Geschimpfe, der Schmähung und Willkür über die Arbeiter reißen mich aus dem dichten Nebel heraus, erinnern an lebendige, abscheuliche Wirklichkeit. Es sind ihrer nur zwei, doch es scheint, als wenn es überall von ihnen wimmeln würde; alle Arbeiter verstummen und ducken sich, wenn einer von ihnen vorbeigeht. Man kann ihnen nichts recht machen, nichts gefällt ihnen, für alles haben sie ein Schmähwort, ein zorniges, böses Wort bereit. Und sollte irgendein Arbeiter wagen etwas zu erwidern, sich zu rechtfertigen oder für einen Genossen einzutreten, da schießt dem Herrn Aufseher sofort eine Blutwelle ins Gesicht, aus seinem Munde spritzt Schaum, und da kriegt der Schuldige erst recht von ihm! Dann ist es noch gut, wenn man ihm erlaubt diese Pein weiter zu erdulden, wenn man ihn nicht in derselben Minute auf die Straße setzt! Sie sind hier doch die alleinigen Herrscher, ihre Macht über die Arbeiter ist unbeschränkt, und wenn sie einen herausgeschmissen haben, da finden sie sofort vier andere, die um die Stelle des Herausgeschmissenen betteln werden. O, dieser Sommer ist eine wahre Erntezeit für die Aufseher! Sie haben nur zu wählen und den Preis herabzusetzen, soviel wie sie nur wollen; die Arbeiter werden nichts sagen, — wenn aber irgendeiner sich beim Baumeister beklagt, — dann fort mit ihm, mag er Hungers sterben, wenn er nicht gehorsam sein wollte!

Eines Tages, als ich, wie gewöhnlich, am Fenster saß und der Arbeit zusah, erhob sich plötzlich ein Geschrei direkt auf der Frontmauer. Ich sah nicht die Ursache des Geschreis, hörte nur, wie ein Aufseher über einen Arbeiter, einen finsternen

hochwüchsigen Maurer in den mittleren Jahren herfiel und ihn mit den gemeinsten Worten zu schimpfen begann. Dieser aber schwieg, duckte sich und setzte seine Arbeit fort. Doch dieses beharrliche düstere Schweigen reizte den Aufseher nur noch mehr.

— Du Dieb, du Barfüßler, du Kriminalverbrecher, mach, daß du fortkommst! — schrie der schaubedekte Meister, indem er immer näher an den Arbeiter heranrückte.

Ich sah, wie das finstere, über die Ziegelsteine gesenkte Gesicht des Maurers immer mehr errötete, als ob es mit Glut unterlaufen wäre. Er biß die Zähne zusammen und schwieg.

— Soll ich es dir etwa hundertmal wiederholen, du Galgenstrick, du Habenichts, du Räuber! Marsch, fort von hier, trolle dich sofort, denn sonst befehle ich, daß man dich herunterwirft!

Der Arbeiter kämpfte offenbar mit sich selbst; er wurde ganz blau im Gesicht. Endlich hob er ein wenig den Kopf, ohne sich jedoch aufzurichten, und sprach langsam, durch die Zähne, mit unaussprechlicher Geringschätzung in jedem Laut:

— Lakaienbrut! Gott bewahre davor, daß ein Lakai zu einem Herren wird!

Der Aufseher schien eine Minute bei diesen Worten erstarrt. Offenbar berührte die Redensart des Maurers seine wundeste Stelle: er stammte aus einem Lakaiengeschlecht und jetzt, da er der „Herr Aufseher“ geworden war, schämte er sich außerordentlich seiner Herkunft. Nach minutenlanger Starre donnerte er mit ganzer Kraft los:

— So? So sprichst du mit mir? Warte nur, ich werde dir schon zeigen! Ich werde dich lehren! Marsch!

Der Arbeiter rührte sich nicht vom Fleck und verrichtete seine Sache.

— Mach, daß du fortkommst, Bandit! Scher' dich zum Teufel, sonst lasse ich einen Polizisten rufen!

Der Arbeiter schlug beharrlich mit dem Hammer auf den Ziegelstein ein. Da sprang der Aufseher an ihn heran, entriß ihm den Hammer und schleuderte ihn auf die Straße. Der erzürnte Maurer knirschte mit den Zähnen und richtete sich auf.

— Lakai! — rief er. — Was zum Teufel setzt du mir zu? Was willst du von mir?

— Ach so! Also du drohst mir noch? — brüllte der Aufseher. — Zu Hilfe, zu Hilfe! Der Räuber!

Auf dies Geschrei kam der andere Aufseher herbeigelaufen und beide fielen mit vereinigten Kräften über den Maurer her. Jener wehrte sich nicht. Faustschläge fielen wuchtig auf seine Schultern hernieder; von Stößen begleitet, stumm vor Verzweiflung und Wut, stieg er vom Baugerüst herunter und warf sich seinen Sack mit den Werkzeugen über die Schulter.

Andere Arbeiter, die diese ganze Szene gesehen hatten, arbeiteten schweigend weiter, über die Ziegel gebeugt, mit fest zusammengebissenen Zähnen. Niemand von ihnen sagte auch nur ein Sterbenswort.

— Wenn man den Lakaien auch mit Öl salbt, stinkt er doch nach Mist! — schrie der Maurer im Fortgehen bereits von der Straße. Ein gezwungenes spöttisches Lächeln erschien noch einmal auf seinem Gesicht, doch gleichzeitig erglänzten im Sonnenlicht die Tränen in seinen Augen.

— Komm mir nur nicht unter die Finger, du Räuber. Du liederlicher Halunke! — schrie der Aufseher von der Mauer und drohte dem sich entfernenden Arbeiter mit der Faust.

Am folgenden Tage stand ich früh auf und blickte zum Fenster hinaus. Auf der Straße war es noch still. Die Arbeiter begannen sich eben in der „Fabrik“ zu versammeln. Ich wunderte mich sehr, als ich unter ihnen den gestern fortgejagten Maurer erblickte. Ich begann mit Interesse zu beobachten, was daraus werden sollte, wenn der Aufseher erscheinen würde. Die anderen Arbeiter sprachen wenig miteinander und niemand kam an den Fortgejagten heran, er stand abseits am Zaune. Da erschien auch der Aufseher; er schnaubte und prustete wie ein Blasebalg. Rasch musterte er die Arbeiter; sein zorniger Blick blieb an dem gestern fortgejagten Maurer haften.

— Du bist wieder hier, du Räuber? Weshalb bist du hier? Wer braucht dich?

— Herr Aufseher, — läßt sich der Arbeiter vernehmen, zwei Schritte näher tretend (mitten in der allgemeinen Stille hört man, wie seine gepreßte Stimme bebt), — Herr Aufseher, habt Erbarmen mit mir! Was habe ich Euch getan? Wofür entzieht Ihr mir das Brot? Ihr wißt doch, daß ich jetzt nirgends Arbeit finden werde, und zu Hause...

— Marsch von hier, du Banditenschнауze! — brüllte der Aufseher, dem jetzt die demütige Art des Arbeiters ebenso mißfiel, wie gestern sein beharrliches finsternes Schweigen.

Der Maurer ließ den Kopf hängen, nahm den Sack mit den Werkzeugen unter den Arm und entfernte sich.

Eine ganze Woche lang sah ich auf der Straße jeden Morgen dieselbe Szene. Der herausgeschmissene Maurer konnte offenbar nirgends Arbeit finden und kam jeden Morgen, um den Aufseher zu bitten, er solle ihn wieder aufnehmen. Doch der Aufseher war hart wie Stein. Keine Bitten, kein Flehen rührte ihn, und je mehr der Maurer sich vor ihm verbeugte und duckte, je mehr ihm seine matt gewordenen Augen einfielen, um so stolzer spreizte sich der Aufseher, mit um so gemeineren und verächtlicheren Worten beschimpfte er den unglücklichen Arbeiter. Der Ärmste biß aber bei jeder Absage nur fester die Zähne zusammen, nahm schweigend seinen Sack unter den Arm und lief davon, ohne sich umzublicken, als fürchte er sich vor einer schrecklichen Versuchung, die ihn zu einer schlimmen Tat verleiten könnte.

Es war Sonnabend abends. Ein unerwarteter Regen hatte mich mitten auf der Straße überrascht und ich war gezwungen in einer nahe gelegenen Schenke Zuflucht zu suchen. In der Schenke waren keine Besucher; das schmutzige, feuchte Lokal wurde schwach durch eine einzige Lampe beleuchtet, die traurig unter der Decke schaukelte, hinter der Theke schlummerte eine alte dicke Frau. Ich schaute mich nach allen Seiten um und, — o Wunder! An einem der Tische erblickte ich den Maurer mit seinem Erzfeinde — dem Aufseher. Vor einem jeden stand ein Glas Bier, das bis auf die Hälfte geleert war.

— Auf Ihr Wohl, Gevatter! — sagte der Maurer und stieß mit seinem Glase an das Glas des Aufsehers.

— Auf dein Wohl! — antwortete jener in einem viel milderen Tonfalle als auf der Straße bei der Arbeit.

Mich interessierte diese seltsame Gesellschaft. Ich ließ mir ein Glas Bier reichen und nahm weit in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers an einem Tisch Platz.

— Ei, Gevatter, — sprach der Maurer, sichtlich bestrebt, einen ungezwungenen Ton anzuschlagen, — das ist nicht gut, daß du so über mich hergefallen bist, bei Gott, das ist nicht gut! Für so etwas zürnt Gott, Gevatter!

Nach diesen Worten klopfte er mit dem Bierglas gegen den Tisch und bestellte noch zwei Glas Bier.

— Du weißt doch, Gevatter, wie es bei mir zu Hause steht, was für ein Elend dort herrscht! Ich brauche es dir nicht erst zu erzählen. Die Frau ist krank, kann nicht verdienen, und hier, dank dir, verdiene auch ich eine ganze Woche keinen Groschen!... Wenn ich noch allein wäre, da hätte ich es schon irgendwie ertragen. Aber, siehst du, eine kranke Frau und zudem noch die armen Würmer, die kaum kriechen können und um Brot flennen... Das Herz will mir schier brechen, Gevatter, bei Gott, es will schier brechen! Ich bin doch ihr Vater.

Der Aufseher hörte ihm zu mit gesenktem Kopf, den er ab und zu wiegte, als ob er schlummern würde, als aber die Wirtin das Bier brachte, nahm er zuerst sein Glas, stieß mit dem Maurer an und sagte:

— Auf das Wohl deiner Frau!

— Gebe Gott, daß auch du nie krank seiest! — antwortete der Maurer und nippte aus seinem Glase. Man sah nach seinem Gesichtsausdruck, wie ungern seine Lippen das Getränk berührten. Ach, vielleicht war das der letzte Groschen von dem vier Tage zurück geborgten Gulden, der nun verausgabt wurde und der seine ganze Familie bis zu besseren Zeiten ernähren sollte, denn Gott weiß, ob es ihm gelingen würde einen zweiten zu borgen! Doch jetzt beschloß er für den letzten Groschen seinen Feind zu bewirten, um ihn wenigstens dadurch für sich zu gewinnen.

— Und, lieber Gevatter, sag auf's Gewissen, was habe ich dir denn eigentlich Böses getan?... Daß ich dir im Ärger ein unhöfliches Wort gesagt habe?... Und wieviel hast du mir solcher Worte gesagt? Wahrlich, Gevatter, es ist nicht gut einem armen Menschen solches Unrecht anzutun.

Der Gevatter hatte das Bier ausgetrunken, er senkte wieder den Kopf und wiegte ihn hin und her als würde er schlummern.

— Und bitte, — sprach der Maurer schüchtern, sei so gut... am Montag... Du siehst es doch selbst, wo soll denn ein armer Mensch hin? Soll ich denn wirklich mit Weib und Kind zugrunde gehen?

-- Wirst du vielleicht noch ein Gläschen dieses Trankes da bestellen? — unterbrach ihn der Aufseher.

--- Gewiß, gerne, sehr gerne! He da, noch ein Glas Bier! Die Wirtin brachte Bier, der Aufseher trank es und wischte sich den Schnurrbart ab.

— Nun, wie wird es denn sein? — fragte der Maurer besorgt, bemüht, den Aufseher bei der Hand zu fassen und ihm ins Gesicht blickend.

— Wie das sein wird?... — erwiderte jener kühl, indem er sich vom Tisch erhob und sich bereits zum Gehen anschickte. — Ich danke dir für das Bier, was aber die Arbeit anbetrifft, so brauchst du am Montag nicht zu kommen, ich habe schon einen anderen gedungen. Übrigens (diese Worte sagte er schon dicht an der Ausgangstür), solche Räuber, solche Galgenstricke, wie du, brauche ich nicht!

Und der Aufseher war mit einem Satz auf der Straße und ließ die Wirtshaustür geräuschvoll hinter sich ins Schloß fallen. Der unglückliche Maurer stand wie vom Blitzschlage gerührt und sagte kein Wort.

Eine ganze Weile stand er unbeweglich da und wußte offenbar nicht, was er denken sollte. Dann erwachte er. Irgend ein wilder Gedanke durchzuckte sein Hirn. Er packte mit einer Hand den Tisch, an dem er saß, brach blitzschnell ein Bein ab und schlug mit dem abgebrochenen Tischbein auf die Theke. Ein Klirren, ein Krachen, ein Knirschen, das Krei-

schen der Wirtin, der Lärm der herbeilaufenden Leute, der Schrei des Polizisten — das alles verschmelzte in einem Augenblick zu einer wilden, betäubenden Harmonie. Nach einer Minute war der unglückliche Maurer schon inmitten eines brüllenden und kreischenden Menschenhaufens, der den „wahnsinnigen und besessenen Räuber“ mit lautem Gejohle in die Hände des Polizisten übergab. Der strenge Beschützer der öffentlichen Sicherheit packte ihn bei den Schultern und stieß ihn vor sich her. An der Seite des Polizisten schleppte sich die vor Schreck halbtote Wirtin, die in der Schenke an ihrer Stelle irgendeine andere Frau zurückgelassen hatte, und um sie her trabte mit Geschrei und Gezeter ein ganzer Haufen verschiedenen Straßengesindels nach der Polizei.

DES FEIERTAGES WEGEN

I.

Es war im August 1880, während der Reise des Kaisers durch Galizien.

In der großen Paraffin- und Zeresin-(Erdwachs)-fabrik bei Drohobitsch schwirrt es wie in einem Bienenstock; eben hatte man zum Feierabend geläutet und die Arbeiter strömten aus verschiedenen Werkstätten in den geräumigen Fabrikhof, auf dem in malerischem Durcheinander allerhand Dinge herumlagen: hier ein zerschlagenes Faß mit Naphthaabfällen, die zum Heizen gebraucht wurden, dort das verrostete Bruchstück einer eisernen Maschine, hier Blechkübel mit übelriechendem Naphthafusel, da — über alle Maße schmutzige, stinkige Lumpen, Werkzeuge, ein Reisewagen mit geschmierter Deichsel und andere ähnliche Schmuckstücke. Gesichter und Kleidung der Arbeiter, die aus den Werkstätten erschienen, paßten vollkommen zu dieser Umgebung, als deren Hintergrund die schmutzigen Wände der Fabriksbauten, weiter ein hoher Bretterzaun, der die ganze Fabrik umgab, und noch weiter — eine schöne gebirgige Gegend und die mit Stoppelfeldern und goldigen Streifen des reifen Getreides bedeckte Hügel dienten. Nach Westen von der Fabrik, hinter dem seichten, wengleich auch ziemlich breiten Flusse Tysmeniza und dem daran gelegenen kleinen Dorfe Mlynki ragte auf einer stark erhöhten Hochebene der mächtige Eichenwald Teptjush empor, zu dem aus Drohobitsch an der Fabrik vorbei, über den Fluß ohne Brücke und über Mlynki eine schnurgerade gepflaster-

te Chaussee führte. Das Tal der Tysmeniza schlängelt sich wie ein Aal unweit der Fabrik nach Süden, weiter nach Osten aber, zwischen den Anhöhen von Drohobitsch und noch weiter nach Westen ragt über diesem Tal wie eine phantastische dunkelblaue, leicht gewellte Wand der majestätische, oft von Nebelschleiern wie von Träumen umwobene Dil empor, an dessen Fuße die zahlreichen spitzen Türme über den zehntausend Naphthaquellen von Borislav — dem Hauptzentrum der Galizischen Naphtha- und Paraffinindustrie — rauchen.

Gesichter und Kleider der Fabrikarbeiter wurden eilig in Ordnung gebracht, doch nur entsprechend ihrer nächsten schmutzigen und stinkenden Umgebung.

Diejenigen, die aus dem Kesselraume kamen, waren fast nackt, in zerlumpten Hemden, und viele von ihnen erstickten am Husten, eine Folge der giftigen Ausdünstungen, die sie beim Destillieren und Reinigen des Erdwaxes einatmen mußten. Diejenigen, die aus dem Heizraume kamen, waren ebenfalls nur in Hemden gekleidet und sahen aus, als hätte man sie eben aus kochendem Wasser herausgezogen, mit blutunterlaufenen Augen und von glühenden Kohlen angebrannten roten Gesichtern. Andere kamen aus der Rohstoffabteilung, von wo sie den „Rohstoff“ zum Kessel befördern mußten, und sahen aus, als wären sie mit stinkendem Harz begossen. Andere kamen aus der Böttcherei, aus dem Magazin und aus verschiedenen Hilfswerkstätten, doch alle waren gleich abgerissen, abgehärmt, erschöpft; sie hatten offenbar nur das eine Verlangen, so schnell wie möglich etwas zu essen und sich so schnell wie möglich in irgend einem Winkel auf einem Strohlager, auf Brettern oder einfach auf der bloßen Erde auszustrecken, um nur einzunicken und bis zum nächsten Läuten der Fabrikglocke wie tot in den Schlaf zu versinken.

— Warten, warten! Nicht auseinandergehen! — schrie der Fabrikdirektor, der gerade in Begleitung zweier Aufseher aus seiner Kanzlei erschien und, den Ausgang versperrend, am Tore stehen blieb.

— Was ist denn dort los? Was ist passiert?— fragten die Arbeiter, die am nächsten standen.

— Laßt uns doch! Was habt ihr euch denn zusammengerottet? Wir wollen essen!— schrieten diejenigen, die weiter hinten standen und nicht wußten, welch ein Hindernis im Tore steht.

— Wartet! Wartet!— schrieten die Aufseher mit Stentorstimmen, — Ruhe! Ruhe!

— Was ist dort noch für ein Teufel? Worauf sollen wir warten?— schrieten die Arbeiter.

— Der Herr Prinzipal ist gekommen. Er will euch etwas sagen, — schrie der Direktor, zur Menge gewandt.

— Der Herr Prinzipal! Der Herr Prinzipal!— schallte es durch die Menge, die den Herrn Prinzipal, einen bekannten drohobitscher Kapitalisten, nur an Löhnungstagen zu sehen pflegte. Doch heute war kein Löhnungstag. Was kann denn der Herr Prinzipal von ihnen wollen?

Die Menge drängte allmählich vom Tore zurück und staute sich vor der Fabrikkanzlei, aus der der Prinzipal gewöhnlich zu erscheinen pflegte, und wirklich, einige Minuten später, als der Lärm nachgelassen hatte, zeigte sich in der Kanzleitür das volle, mit dichtem schwarzem Haar bedeckte Gesicht des Herrn Hammerschlag mit dem Stutzbart, mit dem stets halbhöflichen, halbverächtlichen Lächeln und den schlau blinzelnden Augen. Er grüßte mit einer Handbewegung die Menge der Arbeiter, die in dichten Reihen vor ihm standen und ihn mit dem Ausdruck passiver Erwartung anblickten, und beantwortete gar nicht ihren Gruß.

— Nun, wie geht es euch?— fragte der Prinzipal.

— N-na, es geht uns halt so, — antwortete offenbar nur ungern ein Arbeiter, der am nächsten vom Prinzipal stand. — Es geht uns schlecht. Die Aufseher beleidigen uns, man gibt uns ekliges Essen und heute wurde einem die ganze Hand aus dem Kessel abgebrüht.

— Er hätte besser aufpassen sollen. Ich bin daran nicht schuld!— rief einer der Aufseher von der Seite.

— Schweigen! Schweigen!— riefen der Direktor und die

anderen Aufseher wie aus einem Munde. — Jetzt geht die Rede nicht davon. Ihr werdet dazu noch bei der Lohnauszahlung Zeit haben.

— Wieso denn schweigen? — gab der Arbeiter bissig zurück. — Der Herr Prinzipal fragt doch wie es uns geht!

— Aber er fragt doch nicht dich, du Schafskopf! — fuhr ihn der Aufseher an.

— Sei still, du Speichellecker! Halt's Maul, Lakai! — schrien die empörten Arbeiter an die Adresse des dienstfertigen Aufsehers.

Der Herr Prinzipal hörte dies Geschrei mit göttlicher Ruhe von der erhöhten Freitreppe vor der Kanzlei an, auf der er schweigend stand, bis die Ausrufe verstummten.

— Nun, seht ihr, wie ihr seid, — sprach er endlich mit leichtem Spott. — Immer geschieht euch Unrecht, alles ist schlecht, immer müßt ihr euch über etwas beklagen. Ich weiß aber gut, daß keine einzige eurer Beschwerden bei eingehenderer Betrachtung gerechtfertigt werden kann. Und eines begreift ihr nicht, meine Herrschaften, meine Herren Arbeiter, — ein sehr wichtiges Ding. Wenn nicht die Fabrik und wenn ich nicht dagewesen wäre, der sie mit seinem Gelde aufrecht erhält, was wäre da mit euch? Nun, sagt doch, was wäre da aus euch geworden?

Die Arbeiter beantworteten mit Schweigen diese für sie unerwartet kommende Frage.

— Seht ihr's, jetzt haltet ihr die Zunge, — sprach der Herr Prinzipal schon etwas freundlicher. — Wenn ihr schweigt, so werde ich es euch selbst sagen. Ihr würdet alle mitsamt vor Hunger verrecken. Ihr würdet Gott danken, wenn ihr einmal am Tage Kartoffeln und ein bißchen Salz hättet. Und hier habt ihr Brot, Käse, allwöchentlich Fleisch, Schnaps und wißt nichts von der Vorerntezeit, und dennoch paßt euch das alles nicht, alles dünkt euch Unrecht, über alles beklagt ihr euch. Ihr sagt, daß man euch die Haut vom Leibe reißt. Nun, nun, — fügte er mit ironischem Lächeln hinzu, indem er seine Blicke über die abgerissenen Gestalten schweifen ließ, — viel kann man euch nicht herunterreißen.

— Ihr saugt unser Blut! Ihr reißt uns die Haut vom Leibe! Von unserem Knochenmark werdet ihr dick! — ertönte ein Ausruf aus der Menge.

Der Herr Prinzipal warf einen drohenden Blick nach der Seite, von wo diese Stimme erklungen war, konnte aber in der Menge denjenigen nicht finden, dem diese Worte entfahren waren; er merkte sich nur ein paar verdächtige Gestalten für die spätere Untersuchung, jetzt aber tat er so, als hätte er nichts gehört, und sprach ruhig weiter:

— Nun, seht ihr, so seid ihr alle! Anstatt dankbar zu sein, beklagt ihr euch und denkt allerhand Unsinn aus. Anstatt daran zu denken, daß, je besser es mir geht, desto besser es auch euch gehen wird, betrachtet ihr mich und die Fabrik als euren Feind.

Die Arbeiter standen schweigend da und so mancher fühlte sich vielleicht sogar beschämt, daß er nicht bewerten konnte, wieviel Wahrheit die Worte des Herrn Prinzipals enthielten.

— Nun, hört, meine Herrschaften, meine Herren Arbeiter, — sprach der Herr Prinzipal weiter mit einer viel sanfteren, beinahe herzlichen Stimme. — Nach zwei Wochen wird bei uns in der Fabrik ein großer Feiertag sein. Wir müssen uns dazu gehörig stellen, hört ihr's? Unser erlauchtester Monarch, unser Kaiser wird durch unsere Stadt reisen. Ich habe alle Bemühungen darangesetzt, damit er auf der Durchreise auch unsere Fabrik besuche und sie besichtige. Ihr versteht gewiß, was das für eine große Ehre nicht allein für mich, sondern auch für euch alle ist, welch eine große Gnade unseres Monarchen.

Die Arbeiter schwiegen, als hätten ihre verhärteten Herzen weder die Ehre noch die Gnade unseres erlauchtesten Monarchen empfunden.

— Nun, wißt ihr aber, daß man sich zum Empfang eines solchen Gastes sehr gut vorbereiten muß? Wir werden ihm doch weder die Fabrik, noch euch selbst in solch einer widrigen Gestalt zeigen, wie ich, es jetzt sehe. Hier muß Ordnung geschaffen werden.

— Das ist Sache des Herrn Prinzipals, nicht aber unsere, — sagte ein Arbeiter.

— Wieso denn meine? Wieso denn nicht eure? — fiel ihm der Herr Prinzipal lebhaft ins Wort. — Habt keine Angst, ich weiß gut, was meine Sache ist. Um mich braucht ihr euch nicht zu sorgen. Ich werde mich nicht blamieren. Aber auch ihr müßt ein jeder für sich sorgen. Freilich habe ich kein Recht euch dazu zu zwingen, aber ihr müßt das nicht für mich tun, sondern für den erlauchtesten Monarchen. Ihr seht, hier im Hofe muß man Ordnung machen, diesen Dreck da wegschaffen, den Kehricht ausfegen, alles Unnötige entfernen. Diese ganze Schweinerei, die habe doch nicht ich hier angerichtet, sondern ihr. Man muß den ganzen Hof mit Kies bestreuen, das ist keine große Arbeit, der Fluß mit dem Kies ist ja hier dicht vor der Nase, und Zeit haben wir noch genug. Nun, die Wände lasse ich mit Stuck bewerfen und tünchen, und in euren Scheunen, wo ihr übernachtet, muß auch Ordnung geschaffen werden, denn vielleicht wird der erlauchteste Herr auch dorthin einen Blick werfen wollen. Ihr wißt, was er für ein gütiger Monarch ist, wie er für das Wohl seiner Untertanen sorgt, wie wohl kein einziger Vater für seine Kinder, und er interessiert sich für alles. Nun, versteht ihr, das alles werdet ihr machen müssen, denn ich werde doch keine speziellen Arbeiter dazu dinge. Wenn ihr euch täglich nach Feierabend eine — zwei Stunden hier tummelt, da wird alles spiegelblank sein. Einverstanden, Bur-schen?

Tiefes Schweigen war die Antwort auf diese Rede.

— Nun, denkt ja nicht, daß ich das alles von euch umsonst haben will. Schaut euch doch selber an, wie ihr ausseht. Niemand von euch wird wohl selbst wollen, dem Kaiser in solch einem Aufputz vor die Augen zu treten. Man muß euch alle einigermaßen anständig kleiden. Hört, wie das alles sein wird. Morgen schick ich hierher einige Schneider, sie werden euch Uniformen nähen, damit ihr einen anständigen Anzug habt. Und dafür macht ihr hier alles das, was nötig sein wird.

— Ihr saugt unser Blut! Ihr reißt uns die Haut vom Leibe! Von unserem Knochenmark werdet ihr dick! — ertönte ein Ausruf aus der Menge.

Der Herr Prinzipal warf einen drohenden Blick nach der Seite, von wo diese Stimme erklungen war, konnte aber in der Menge denjenigen nicht finden, dem diese Worte entfahren waren; er merkte sich nur ein paar verdächtige Gestalten für die spätere Untersuchung, jetzt aber tat er so, als hätte er nichts gehört, und sprach ruhig weiter:

— Nun, seht ihr, so seid ihr alle! Anstatt dankbar zu sein, beklagt ihr euch und denkt allerhand Unsinn aus. Anstatt daran zu denken, daß, je besser es mir geht, desto besser es auch euch gehen wird, betrachtet ihr mich und die Fabrik als euren Feind.

Die Arbeiter standen schweigend da und so mancher fühlte sich vielleicht sogar beschämt, daß er nicht bewerten konnte, wieviel Wahrheit die Worte des Herrn Prinzipals enthielten.

— Nun, hört, meine Herrschaften, meine Herren Arbeiter, — sprach der Herr Prinzipal weiter mit einer viel sanfteren, beinahe herzlichen Stimme. — Nach zwei Wochen wird bei uns in der Fabrik ein großer Feiertag sein. Wir müssen uns dazu gehörig stellen, hört ihr's? Unser erlauchtester Monarch, unser Kaiser wird durch unsere Stadt reisen. Ich habe alle Bemühungen darangesetzt, damit er auf der Durchreise auch unsere Fabrik besuche und sie besichtige. Ihr versteht gewiß, was das für eine große Ehre nicht allein für mich, sondern auch für euch alle ist, Welch eine große Gnade unseres Monarchen.

Die Arbeiter schwiegen, als hätten ihre verhärteten Herzen weder die Ehre noch die Gnade unseres erlauchtesten Monarchen empfunden.

-- Nun, wißt ihr aber, daß man sich zum Empfang eines solchen Gastes sehr gut vorbereiten muß? Wir werden ihm doch weder die Fabrik, noch euch selbst in solch einer widrigen Gestalt zeigen, wie ich, es jetzt sehe. Hier muß Ordnung geschaffen werden.

— Das ist Sache des Herrn Prinzipals, nicht aber unsere, — sagte ein Arbeiter.

— Wieso denn meine? Wieso denn nicht eure? — fiel ihm der Herr Prinzipal lebhaft ins Wort. — Habt keine Angst, ich weiß gut, was meine Sache ist. Um mich braucht ihr euch nicht zu sorgen. Ich werde mich nicht blamieren. Aber auch ihr müßt ein jeder für sich sorgen. Freilich habe ich kein Recht euch dazu zu zwingen, aber ihr müßt das nicht für mich tun, sondern für den erlauchtesten Monarchen. Ihr seht, hier im Hofe muß man Ordnung machen, diesen Dreck da wegschaffen, den Kehricht ausfegen, alles Unnötige entfernen. Diese ganze Schweinerei, die habe doch nicht ich hier angerichtet, sondern ihr. Man muß den ganzen Hof mit Kies bestreuen, das ist keine große Arbeit, der Fluß mit dem Kies ist ja hier dicht vor der Nase, und Zeit haben wir noch genug. Nun, die Wände lasse ich mit Stuck bewerfen und tünchen, und in euren Scheunen, wo ihr übernachtet, muß auch Ordnung geschaffen werden, denn vielleicht wird der erlauchteste Herr auch dorthin einen Blick werfen wollen. Ihr wißt, was er für ein gütiger Monarch ist, wie er für das Wohl seiner Untertanen sorgt, wie wohl kein einziger Vater für seine Kinder, und er interessiert sich für alles. Nun, versteht ihr, das alles werdet ihr machen müssen, denn ich werde doch keine speziellen Arbeiter dazu dinge. Wenn ihr euch täglich nach Feierabend eine — zwei Stunden hier tummelt, da wird alles spiegelblank sein. Einverstanden, Bur-schen?

Tiefes Schweigen war die Antwort auf diese Rede.

— Nun, denkt ja nicht, daß ich das alles von euch umsonst haben will. Schaut euch doch selber an, wie ihr ausseht. Niemand von euch wird wohl selbst wollen, dem Kaiser in solch einem Aufputz vor die Augen zu treten. Man muß euch alle einigermaßen anständig kleiden. Hört, wie das alles sein wird. Morgen schick ich hierher einige Schneider, sie werden euch Uniformen nähen, damit ihr einen anständigen Anzug habt. Und dafür macht ihr hier alles das, was nötig sein wird.

— N-na, wenn so, dann ist's ja was anderes, — ließen sich einige von den Arbeitern vernehmen.

Der Herr Prinzipal hielt diese unschlüssige Bemerkung für ein Zeichen des Einverständnisses und sprach ganz ruhig:

— Nun denn, gut. Der Herr Direktor wird alles Nötige verordnen. Man wird die Fabrik ausschmücken müssen. Der Wald ist nicht weit, dort gibt es viel grüne Zweige, man kann Kränze aus Eichenblättern und Blumengewinde machen. Das Tor muß mit Flaggen verziert werden. Übrigens wird sich das schon der Herr Direktor alles ausführlich überlegen. Nur flink, Burschen, und fleißig an die Arbeit, und ich gebe euch mein Ehrenwort, daß wir alle zufrieden sein werden, alles wird gut sein.

Die „Burschen“, unter denen nicht wenig Erwachsene, bärtige und schnurrbärtige Männer und sogar einige grauhaarige Greise waren, äußerten keine besondere Freude, nachdem sie diese Rede ihres Prinzipals angehört; manche von ihnen seufzten bekümmert, andere begannen schweigend auseinanderzugehen. Nur unter der jüngeren Generation riefen die Worte des Prinzipals eine fröhliche Stimmung hervor. Die Aussicht, vor dem Kaiser in neuen Uniformen zu parädieren, sagte ihnen zu. Als nun der Herr Prinzipal und der Direktor den Arbeitern den Rücken wandten und sich in die Fabrikkanzlei begaben, warfen einige der Jugendlichen, — vielleicht auch nicht ohne den Einfluß der Aufseher, — ihre Mützen in die Luft und schrien:

— Hoch! Es lebe unser erlauchtester Monarch!

II.

— Hoch! Es lebe unser erlauchtester Monarch! Hoch! Hoch!

So schrien Mengen von festtäglich gekleideten Leuten, die sich auf der Chaussee vor der großen Paraffin- und Zeresinfabrik stauten, im Augenblick, als der Kaiser in Begleitung des Statthalters und eines zahlreichen Gefolges aus Drohobitsch herangefahren kam. Eine lange Reihe glänzen-

der Equipagen fuhren langsam durch das enge Spalier der begeisterten Menge und hielten vor dem Fabriktor. Doch heute war das schon nicht mehr dasselbe Tor, das hier noch vor zwei Wochen auf den verrosteten Angeln knarrte, aus alten Brettern zusammengeschlagen, unten mit Kot bespritzt und oben mit belehrenden Bildern und Inschriften verziert, die mit Naphthaöl beschmiert waren. Heute war von diesem Tor nur eine breite Öffnung im Zaune zurückgeblieben, und in dieser Öffnung ragte bis zur Höhe des zweiten Stockwerks ein originelles, beinahe künstlerisch im Rokokostil ausgeführtes Triumphtor aus Schichten von verschiedenfarbigem Erdwachs.

Auf einer Grundlage aus grünlichem, gelbgeädertem Rohwachs und aus pechschwarzen Blöcken geschmolzenen Waxes ragten massive Kolonnen aus schneeweißem Paraffin mit kunstvoll verzierten Kapitälern empor, die einen schön geschwungenen und verzierten Bogen stützten. Das war die Idee des Fabrikdirektors, des Belgiers Van Hecht, die offenbar von niemand anderem, als nur von den Fabrikarbeitern mit Hilfe eines Ingenieurs aus Drohobitsch ausgeführt war.

Am Tor stand der Prinzipal in eigener Person, im Frack, mit einem Klapphut unter dem Arm, mit einer goldenen Uhrkette auf dem Bauche, und begrüßte den Kaiser mit einer kurzen Ansprache in deutscher Sprache, die er mit dem aus voller Kehle geschrienen Ausruf schloß:

— Seine Majestät der Herr Kaiser lebe hoch!

— Er lebe hoch! Niech żyje! Viele Jahre! — fing die Menge draußen und im Fabrikhof diesen Ausruf auf. Im Hof, der rein, wie das Innere einer kleinen Schachtel, mit Kies bestreut und mit grünen Laubgewinden geschmückt war, standen in langen Reihen kerzengerade die Arbeiter. Reingewaschen, rasiert, in neuen Uniformen, sahen sie ganz anständig aus, um so mehr als in der ersten Reihe, näher zum Tor, die jungen, kräftigeren und gesunderen aufgestellt waren, die älteren, kranken und gebückten aber, oder diejenigen, die nur kaum von ihren Wunden genesen waren, mußten hinten, weiter vom Tore stehen.

— Das sind meine Arbeiter! — sprach Herr Hammer-
schlag freudig und stolz, die Rolle des Wirten spielend, der
den würdigen Gast in alle Abteilungen der Fabrik begleiten
sollte.

Der Kaiser trat an die Reihe der Arbeiter heran, aus der
wieder Hochrufe ihm zu Ehren ertönten. Der Monarch dankte
mit einem Handwink, dann fragte er den ersten Arbeiter
in der Reihe wie er heiße, den zweiten, wie lange er in der
Fabrik arbeite, den dritten, ob er verheiratet sei und wieviel
Kinder er habe. Damit war die Musterung der Arbeiter zu
Ende. Indem er sich an den Prinzipal wandte, der während
dieser Minute wie auf Nadeln stand, von unerträglicher Un-
gewißheit geplagt, bald blaß, bald rot im Gesicht, in der Furcht,
jemand von den Arbeitern könne mit irgendeinem unhöflichen
oder rebellischen Wort herausplatzen, — sagte der Mo-
narch:

— Sie haben tüchtige, gesunde und ordentliche Leute.
Sind Sie mit ihnen zufrieden?

— Vollkommen, Majestät! Wir sind wie eine Familie.

— Es freut mich sehr, — antwortete der Kaiser und in-
dem er langsam wiederholte: „Sehr gut, sehr gut“, ging er
weiter, um die Werkbänke, die Apparate und die Fabrikbau-
ten zu besichtigen.

Hier ging alles glatt vonstatten. Alle Maschinen und Vor-
richtungen glänzten wie ein Spiegel, in den Räumlichkeiten
und Zimmern duftete es nach weißem Harz und nach Wachol-
der, und in den Scheunen, in denen die Arbeiter schliefen,
war es rein, hell und sauber, denn für diesen Feiertag waren
speziell einige Fenster durchgehauen und ein paar Dutzend
Betten aus Drohobitsch herbeigeschafft worden; die Veran-
stalter dieser Komödie taten so, als ob hier für einen jeden
Arbeiter ein durch eine Bretterwand abgesonderter Raum mit
einem Bett, einem Strohsack und einem mit Feilspänen ge-
fülltem Kissen und grober Decke bereit stünde.

— Primitiv, primitiv, aber hygienisch, — sagte der Kaiser,
als er einen solchen Schlafraum besichtigt hatte.

— Ach, Eure Majestät, — rief der Herr Prinzipal tief ge-

rührt — dies ist ein Paradies im Vergleich mit dem, was diese Leute einst in ihren Bauernhütten hatten. Sie sagen es selbst.

— Freut mich sehr! Freut mich sehr! — sprach der Kaiser und begab sich zum Ausgang.

— Hoch! Hoch! Es lebe unser erlauchtester Monarch! — erdröhnten mit doppelter Kraft die Rufe der Menge, als der Kaiser und seine Begleiter in den Equipagen Platz nahmen, um noch einige hundert Schritte bis zur nächsten Eisenbahnstation zu fahren, wo auf den Kaiser bereits ein Hofzug wartete, der ihn nach Borislav führen sollte. Die glänzenden Equipagen setzten sich langsam in Bewegung unter unaufhörlichen Hochrufen der Menge, und als sie sich vom Fabrikatore entfernt hatten, fühlten alle Zurückgebliebenen, daß die schönen Minuten des festlichen Tages unwiederbringlich vorbei waren.

III.

Es vergingen mehrere Wochen. Die Fabrik büßte rasch ihr reinliches und festtägliches Aussehen ein. Das Wachstor, das noch einige Tage von dem speziell zu diesem Zwecke aus Drohobitsch und den umliegenden Dörfern kommenden Publikum bewundert wurde, wurde auseinandergenommen und zu Kerzen verarbeitet. Der Kies, mit dem der Hof bestreut war, wurde schon nach dem ersten Regen von Hunderten der Arbeiterfüße und schweren Rädern in den früheren Kot hineingestampft und war fast spurlos verschwunden. Aus der Scheune, in der die Arbeiter schliefen, hatte man schon längst die Zwischenwände, Türen, Betten und Bettzeug hinausgetragen. Das alles war entweder nur für eine Zeitlang hergestellt oder geborgt, und jetzt schliefen die Arbeiter wieder auf bloßem Stroh, auf Hobelspänen, auf Brettern oder auf kahler Erde, dort, wo jeder vor Müdigkeit gerade hingesenken war. Sie waren schon so daran gewöhnt, daß diese Veränderung sie gar nicht verwunderte. Sie wußten doch, daß nicht jeden Tag Feiertag ist und daß man für den Kaiser Parade machen mußte. Nur eins machte ihnen Freude und

war ihnen als Erinnerung an den Feiertag geblieben, nämlich die neuen Uniformen, die die Fabrikverwaltung ihnen nicht wegnahm, und deshalb segneten sie die Erinnerung an den hohen Besuch.

Eines Abends, nachdem man schon Feierabend geläutet hatte, wurden sie vor der Kanzlei zusammengerufen, unter dem Vorwand, der Prinzipal wolle ihnen etwas sagen. Lustig plaudernd und scherzend versammelten sich die Arbeiter vor der Kanzlei. Sie mußten ziemlich lange warten, denn der Herr Prinzipal wollte noch immer nicht kommen.

— O, an der Pumpe ist wohl etwas kaputt gegangen, wenn sie nicht schnaubt,—scherzten die Arbeiter, die den Prinzipal untereinander „Pumpe“ nannten.

Doch an der Pumpe war nichts kaputt gegangen. Der Herr Prinzipal erschien vergnügt, beinahe strahlend; er hielt irgend ein Papier mit großem Stempel in den Händen.

— Nun, Burschen,—sagte er auf das Papier deutend und ohne die Arbeiter zu grüßen,—seht ihr das?

— Wir sehen,—antworteten die verblüfften Arbeiter.

— Und wißt ihr, was das ist?

— Woher sollen wir das wissen? Vielleicht ist es das Testament des Herrn Prinzipals?

— Pfui, pfui, pfui! Halt's Maul! Was faselst du da?—schrie der Herr Prinzipal, der es durchaus nicht liebte an die „letzten Dinge“ erinnert zu werden.—Du bist wohl verückt? Schau mal näher her, du Dummkopf! Hier steht eine Unterschrift und du träumst von einem Testament! Pfui, pfui, pfui!

Nachdem der Prinzipal seinem Ärger Luft gegeben hatte, kehrte seine gute Laune wieder zu ihm zurück und sein Gesicht erhellte sich.

— Das ist ein Dekret, Burschen! Ein Dekret des erlauchtesten Herrn, der mir für meine Verdienste betreffs des Wohls des Landes den Baronstitel verleiht. Versteht ihr, was das heißt? Jetzt bin ich für euch nicht mehr einfach der Prinzipal, sondern der Herr Baron. Versteht ihr? So müßt ihr mich nun nennen.

— Es lebe der Herr Baron Hammerschlag! — quäckte einer der Aufseher, der sich zwischen den Arbeitern aufhielt, und mit ihm auch mehrere Arbeiter, die näher zum neugebackenen Baron standen.

Als diese Rufe verstummt waren, und der Herr Baron, seinen Bart streichelnd, einen Anlauf zu einer weiteren Rede nahm, trat ein Arbeiter vor, machte einen tiefen Bückling und platzte wie aus einer Flinte in seinem masurischen Dialekt heraus:

— Vielleicht hätte der Herr Baron aus Anlaß dieses feierlichen Ereignisses unseren Lohn etwas erhöht?

Der Herr Baron traute seinen Ohren nicht, als er solche Worte vernahm.

— Was, was, was? Verfluchte Masuren! Ihr wollt mich wohl mitsamt den Knochen auffressen, mich bei lebendigem Leibe zu Tode martern? Wißt ihr denn nicht, daß diese Fabrik mir fast keinen Profit einbringt, daß ich sie nur aus Ehrgefühl aufrecht erhalte, nur für euch, ihr Schmarotzer, damit ihr nicht vor Hunger verrecken sollt? Und woher soll ich euren Lohn erhöhen? Aus welchen Kapitalien? Ihr wollt wohl, daß ich zu euch noch zulegen solle? Ach, das ist ja etwas ganz Unerhörtes! Das, das... das ist ja, so wahr Gott lebt, das Ende der Welt!

Die Arbeiter schwiegen beschämt.

Der Herr Baron lief wie besessen auf der Freitreppe hin und her, fuchtelte mit den Armen, schnitt verschiedene Grimassen und stieß ganze Ströme von Ausrufen aus, um seiner Entrüstung über die unerhörten Ansprüche der Arbeiter Luft zu machen.

— Ich wollte euch noch etwas ganz anderes sagen, — rief er endlich mit entschlossener und drohender Stimme. — Wißt ihr, ihr Tölpel, was mich dieses Papier, dieser Titel kostet? Aber woher sollt ihr das wissen? Mehr als 10 000 habe ich darauf verpraßt, und ihr wollt noch etwas von mir? Nun, woher soll ich es nehmen? Reißt meinen Rock von mir herunter, zieht meine Adern heraus, doch Geld werdet ihr aus mir nicht herauskriegen. Und dazu noch eure Uniformen!

Nun, was habe ich davon, daß ich euch wie ordentliche Leute angekleidet habe, wozu ich eigentlich gar nicht verpflichtet war! Seid ihr mir denn dankbar dafür? Wo denn, nicht im geringsten! Doch wartet! Wenn ihr zu mir keine Dankbarkeit fühlt, so werde auch ich nicht viel Umstände mit euch machen. Herr Kassierer! Die Kosten für die Herstellung der Uniformen sollen jedem auf seine Rechnung eingetragen, auf ein halbes Jahr verfristet und allwöchentlich bei der Lohnauszahlung abgezogen werden.

Die Arbeiter standen wie vom Schlag gerührt da.

— Da habt ihr, was ihr gewollt habt!— schrie der Herr Baron drohend, obwohl er auf keinen Widerstand stieß.— Und jetzt geht! Merkt euch nur noch das Eine! Seit heute bin ich schon nicht mehr einfach Herr Hammerschlag, sondern der Herr Baron Leo von Hammerschlag. Der erlauchteste Herr hat mich selbst für meine Verdienste belohnt. Der Herr Ortsvorsteher und die Gendarmen müssen jetzt auf alles was ich sage mehr Rücksicht nehmen, als bisher. Ihr versteht mich? Verhaltet euch ruhig, damit ich euch das nicht deutlicher auszulegen brauche. Nun, marsch!

Und der Herr Baron winkte mit der Hand. Doch die Arbeiter standen noch immer wie angewurzelt da. Also werden ihnen jetzt diese elenden Uniformen, die ihnen angeblich als Entlohnung für ihre schwere Extraarbeit an der Ausschmückung der Fabrik gefertigt wurden, auf ihre Rechnung eingetragen und somit ihr Tagelohn verringert werden! Also wird jetzt der elende Bettelohn, den sie bisher erhielten, für ein ganzes Quartal gekürzt—und das alles für dies Geschenk, um das sie nicht gebeten haben! Und was ergibt sich im Resultat? Das, daß sie selbst durch ihre Arbeit nur zum Aufstiege des Herrn Barons verholfen, zur Festigung seiner Stellung beigetragen haben, die sich jetzt in erster Linie gegen sie selbst richten wird. Alle diese Gedanken, die jeder, sogar der stumpfste und am meisten niedergedrückte Arbeiter im Nu begriff, tauchten sie in irgendeine schwere, schwüle Atmosphäre. Irgendein unklarer logischer Prozeß lenkte ihre Gedanken auf die jüngste feierliche Begrüßung des Kaisers

in dieser Fabrik. Der damalige Glanz, die damalige Freude, die damaligen begeisterten Ausrufe—all das schien ihnen jetzt so fern, so phantastisch und in Wirklichkeit unmöglich, daß der Kontrast sie wie der gähnende Rachen eines Abgrundes anzog.



INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Wie Hriz die Schule besuchte	3
Der Bleistift	12
Schönschreiben	30
Ans Licht	38
Wälder und Weideplätze	62
Ein guter Verdienst	78
Der Schäfer	86
Der Maurer	94
Des Fiertages wegen	102

ЦІНА 2 КРБ.
Оправа 50 коп.

НІМЕЦЬКОЮ МОВОЮ
ІВ. ФРАНКО
О П О В І Д А Н Н Я

У К Р Д Е Р Ж А Ц Е Н В И Д А В